SIBYLLA MARIANA: ROMAN

Albert Steffen




LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

ALBERT STEFFEN / SIBYLLA MARIANA

SIBYLLA MARIANA

ROMAN

VON

ALBERT STEFFEN

VERLAG FÜR SCHÖNE WISSENSCHAFTEN
DORNACH / SCHWEIZ

4. AUFLAGE / 18. UND 19. TAUSEND



I.

Tagebuch eines russischen Studenten

1. November 1906.

Der Zug fuhr gegen Abend ein. Ich gab mein Gepäck in Verwahrung und trat auf die Gasse, wo ich sofort von der Menschenmenge mitgenommen wurde, als wäre ich ein Glied derselben, als besäße ich keinen eigenen Willen. Dagegen sträubte sich etwas in mir.

Ich rettete mich seitwärts in die Vorhalle eines kleinen Varietétheaters. Hier war eine Reihe von Guckkästen zum Einzelgebrauch aufgestellt, worin man um zehn Pfennige allerlei sensationelle Geschichten betrachten konnte. Ich beugte mich zu den Gläsern hinunter und begann die Kurbel zu drehen, merkte aber, noch ehe die Bilder aufleuchteten, daß etwas Gemeines in mir erwachte. Ich schämte mich und sah mich um, ob jemand

zuschaute. Aber niemand war da, der meine häßliche Neugier verachtete. Sie schien an diesem Ort natürlich zu sein.

Ich nahm den Gang wieder auf, aber verwandelt. Das Guckkastenerlebnis hatte mir für viele Dinge in dieser Straße die Augen aufgetan. Es sollte mir zur Warnung dienen. Wie durch eine Fügung schien es mir an den Anfang meines Aufenthaltes in der Weltstadt gestellt.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit sah ich mich um. Ich blickte in jedes Auge, erforschte jede Miene, versetzte mich in jede Gestalt, bis ich wußte, wie die Menschen waren, die hier auf und ab spazierten. Ach, hier vernichtete jeder den Gott in sich und den andern. Zu diesem Zwecke war die Straße gebaut, das Haus bereitet und der Gast empfangen.

Mann und Weib finden sich im Strome. Sie leben nicht in sich, sondern in ihm. Seine Wellen aber schwemmen alles blind dahin.

Auch ich bin eins mit diesem Fließen. Aber nicht ich, sondern der Fluß ist willenlos. Wir sind untrennbar. Ich bin in ihm. Das weiß ich.

Jedoch auch er in mir. Und wenn ich wirklich will, geht er nach meinem Ziel.

Unermüdlich lief ich durch die Straßen.

Es schien mir, als wäre ich gefährdet, wenn ich nicht auf den tiefsten Grund zu schauen wagte.

Die Lichter der Fenster und Schatten der Korridore waren Zeichen. Ich ahnte dunkle Geheimnisse. Dünste troffen von den Häusern, belasteten mich, als wären es Wesen, fielen wieder ab, weil mein Herz so heilig brannte. An anderen Menschen aber blieben sie kleben. Die nahmen sie zu Weib und Kind.

Der Betrunkene da: er schleppte Scheußliches. Ein Mädchen mit schönem, aber so kaltem und bleichem Gesicht kam ihm entgegen. Er machte eine Gebärde. Das Weib ging mit. Ich fühlte einen Stich im Herzen. Bisher hatte ich geglaubt, man begehre die Straßenmädchen der Schönheit wegen. Ach, der Betrunkene hatte keinen Blick, der einen Zug des Frauengesichtes erfassen konnte. In seinem stieren Auge vermochte sich nichts zu spiegeln.

Ich ging den beiden nach und geriet in

dunklere Quartiere. Dann verlor ich das Paar, da mich ein anderer Aufzug stillestehen ließ: Zwei Mädchen, beide betrunken, schwankten daher und verschwanden in einem Hausflur, wobei sie rückwärts schauten und mit den Röcken wirbelten und winkten. Ich erkannte, daß in den Menschen, die den Mädchen nachblickten, Schlimmeres war, als in diesen selbst, und daß es lebt und wirkt und Macht hat auf der Welt.

«Wache!» rief mein Geist. «Etwas davon ist auch in dir.»

Ich wußte, wie es in diesem Hause aussah, obschon ich keinen Blick hinein getan hatte. Das Rot der Lampe sagte es. Ich ahnte Polster, Bilder und Gerät. Ich merkte mehr von dem Geschehen da drinnen als die Dirnen selber. Ach, diese waren blind. Sie schauten die Dämonen nicht. Ich aber fühlte, wie sie wirkten. Sie lebten ja auch in mir.

«Wachet!» rief mein Geist. «Fürchterliche Träume ziehen durch die Gasse. Sie ist der Aufenthalt aller Übeltäter. Deren Gedanken suchen Einlaß in die Menschenbrust!»

Ich lief weiter und kam auf einen großen Platz, sah dort ein altes Weib vor einem Denkmal liegen, stand still, rührte sie an und sprach: «Stehen Sie auf, es gibt eine kalte Nacht.»

Sie drehte sich und schrie: «Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.»

Ich wollte meinen Lauf fortsetzen, kam aber nicht zehn Schritte weiter, mußte umkehren, sobald die Frau ihren Kopf wieder auf den Schoß hatte sinken lassen, ging dann Stund um Stunde auf und ab, denn ich mußte denken, daß sie erfrieren könnte.

Die meisten Menschen, die des Weges kamen, beachteten sie nicht. Hie und da zögerte einer, wechselte den Gesichtsausdruck, ließ unwillige oder mitleidige Gefühle in sich aufsteigen, schüttelte sie jedoch gleich wieder ab und schritt weiter wie vordem. Ein Pärchen nahte und stand aus Neugier stille, tat dabei, als ob es das Denkmal betrachtete. Ach, der König, den es darstellte, auf seinem hohen Sockel verschwand im schwarzen Himmel. Sie flüsterte: «Frag, was die Alte hat.» Er wollte es tun und tat es doch nicht. Ich fühlte, was

ihn daran hinderte. Er mochte sich und seinem Mädchen die Stimmung nicht verderben. Sie gingen zu ihrer Lust mit dieser Unterlassungssünde. Hunderte und Tausende gingen. Ach, auf wie viele Arten erstirbt die Liebe im Menschen.

Ich sah an der Biegung der Straße den Helm eines Schutzmannes funkeln, lief hin, sprach ihn an und nahm ihn mit. Er bückte sich zu der Frau, schaute in ihr Gesicht und lachte: «Die hat einen Rausch, die kann nicht erfrieren.» Ich lachte grob wie er, um seinem Spotte auszuweichen. Er kehrte auf seinen Platz zurück. Ich lehnte mich an das Denkmal und wartete, denn ich wollte das Weib behüten.

Die Menschen fluteten vorüber. Jedes Antlitz sagte eine Geschichte. Ich lebte sie mit, ohne sie erst denken zu müssen. Sie rollte sich in meiner Seele ab. «Die hier vorübergehen», dachte es in mir, «wissen nichts von sich. Sie kämpfen nicht um ihr Erwachen. Sie haben es schon lange aufgegeben, sich ihres Schicksals bewußt zu werden. Sie ahnen es wie ein fernes Wetterleuchten. Bedeutet es Lust oder

Schmerz? Sie wollen nicht darüber denken. Sie träumen. – Aber jetzt wird ihnen ein Zeichen gegeben. Ein Weib liegt da, alt und krank. Sie sollen erwachen und das Los der Menschheit erkennen. Sie sollen die Stimme Gottes in sich vernehmen. – Jedoch, sie wenden sich ab. Es ist so peinlich, die Alte zu bemerken. Man ahnt Unglück, Laster, Not. Man will vom Tod nichts wissen. Man will leben und lustig sein. Man will nicht wachen. Man schläft . . .

Die Menge flutet vorüber. Sie weiß nicht mehr, daß in ihr Lahme, Krüppel und Todgezeichnete gehen. Sie jauchzt: ‚O süßes Atemholen, o Freiheit, o Glück.' Aber alles ist Zwang. Die Menschen schlafen, und im Schlafe kämpfen, tanzen und weinen ihre Seelen. Sie wissen es nicht, sie jubeln: ‚O Leben!' Jedoch es stirbt in ihnen . . . »

Ich versank in mich. Tausend Gedanken stiegen auf und ab. Keinen konnte ich behalten. Jeder schwand, kaum emporgetaucht. – «Weh, ist es mein Los zu schlafen wie die andern? Obwohl ich weiß, dort liegt ein Weib und Schnee fällt nieder, es erfriert? Ich sperr

mich, aufzustehen? Ich will träumen? Bilder sehen, die nicht sind? Rufen: Erde habe deinen Lauf? Ich laß dich rollen? Wilde Lust! Wehe, so spricht der Zerstörer. Nein, ich will nicht töten . . . »

Nun schien es mir, als trät ich zu der Frau.

Zu spät, ich fand sie tot.

Da begann ich zu klagen: «Warum bin ich nicht früher aufgestanden! Wär ich wach geblieben in dem Wirrwarr, sie lebte noch.»

Und jetzt empfand ich den Tod des Weibes, das ich in meinem Traum erfroren glaubte, als einen unmenschlich schmerzenden Frost. Ich riß mich mit Entsetzen aus dem Schlaf.

Kein Mensch ringsum.

Sogleich lief ich zu der Alten und schüttelte sie. Gott sei Dank, sie lebte. Ich jubelte.

Sie stand auf und machte sich schimpfend davon.

Es tagte schon.

*

Nachdem ich einige Stunden im Wartesaal des Bahnhofes geschlafen hatte, machte ich mich auf die Zimmersuche. Ich fand eine Dach-

mansarde. Sie geht auf einen Hof. Man sieht in diesen wie in ein schmutziges Rohr hinunter. Zugleich jedoch vermag man über die Dächer hinweg auf eine Ebene zu schauen. Ungeheure Schneemassen werden daselbst abgeladen. In der Ferne ist sie von einem weitgedehnten Gebäude, dem Krankenhaus, begrenzt. Das kleine Heer der Wärter durchquert sie eben.

*

15. November.

Ich lernte im Kolleg einen Studenten kennen; er lächelt über alles, meint, er sei ein Seelenkenner. Mir scheint er durch und durch frivol.

Die letzte Woche mußte ich fast Tag und Nacht daran denken, wie ich ihn ernster machen könnte.

Heute nach einem heftigen Disput (das heißt heftig war nur ich, er spottete) stiegen wir in seine Wohnung hinauf. Wir fanden daselbst, sitzend auf dem Diwan, eine junge Dame. Hans reichte sie die Hand. Auf mich

warf sie kaum einen Blick. Wie sie aussah, vermochte ich, da es dunkelte, nicht zu bemerken.

Sie fing sogleich mit überstürzter Geschwindigkeit zu reden an, als wenn sie uns nicht Zeit lassen wollte, über das, was sie sagte, anhaltend nachzudenken. Es handelte sich um einen Ball, den sie besuchen wollte. Nun fragte sie, in welcher Eigenschaft.

«Als Daumenlutscher», riet Hans.

«Soll das heißen, daß ich kindisch bin?»

«Bitte, nicht beleidigt sein. – Als Hampelmann oder Äffchen?»

«Hol Sie der . . .»

«Bitte bei der Sache bleiben. Als Gassenjunge, Range . . .»

«Pfui!»

«Puppe?»

«Nichts, was mit Kindern zu tun hat, ich habe Kinder überhaupt nicht gern.»

«Das sagen Sie, bis Sie selber eins bekommen. Gehen Sie als Amme.»

Sie schüttelte heftig den Kopf. «Ich werde nicht heiraten», rief sie. «Niemals», beteuerte

sie, als Hans sein belustigtes Lachen hören ließ. «Oder einen uralten Millionär und dann einen Kreis von Künstlern um mich versammeln.»

«Dazu würde ich gehören», sagte Hans.

«Sie sind frech.»

«Gehen Sie als Riesenkind.»

«Weiß der Kuckuck», platzte sie los. «Fortwährend ärgere ich mich, daß Sie so kluge Dinge sagen und ich so dumme. Und dann ärgere ich mich über meinen Ärger. Was sagen Sie dazu?»

«Sehr charakteristisch», versetzte er.

«Schweigen Sie», schrie sie. «Der dort in der Ecke soll jetzt hervor und auch was sagen.» Sie winkte herrisch zu mir herüber.

«Der ist ein Dichter», sagte Hans, «den müssen Sie für Ihren Kreis gewinnen.»

«Sagen Sie ein Gedicht», befahl sie.

Sie hob den Kopf, so daß das Licht, das durch die Fenster fiel, sie beschien. Jetzt erst konnte ich ihre Züge unterscheiden. Sie hatte ein hübsches, etwas bubenartiges Profil. Der weiße Hals war von großen Locken umhan-

gen. Die Augen wanderten keck, aber ein bißchen zu unstet herum.

Mir schien die witzelnde Art des Freundes unverantwortlich zu sein. Er kam mir wie ein Fremder vor. Er, dessen Heil ich die letzten Tage wie das eines Bruders bedacht. Schon mehrere Male während des Gesprächs hatte ich mich erheben und gehen wollen. «Was kümmert mich, was hier geschieht», dachte ich, «ach, ich gehöre anderswohin», und sah mich wieder durch die dunkeln Straßen irren.

«Beginnen Sie», rief die Dame ungeduldig. «Oder ist's nichts mit Ihrer Dichterschaft?»

Da trat ich vor.

Sie soll etwas vom Leben erfahren, dachte ich und fing an zu deklamieren, was ich hatte schreiben *müssen*, als mich die Qualen auf dem Feld, umsäumt von grauen Mietskasernen, niedergeworfen, gestern um Mitternacht:

Wie lang geh ich
die Gasse schon.
Es dröhnt um mich
ihr dumpfer Ton.

O Stadt, wer traf
mit Dunkel dich!
Ist's Gottesstraf?
Sinkt sie in mich?
Was wartet in
der finstern Flur?
Ich spähe hin.
Nur eine Hur'.
Sie rief mich an.
Sich selber flieht,
wer fliehen kann
und sie nicht sieht.
Sein Schritt verliert
in Wüsten sich
und bleibt verirrt.
Sie suchte mich.
Ich fliehe sie.
Mein Sinn versinkt,
weiß nicht mehr, wie
der Himmel winkt,
schwarz oder licht,
Tod oder Traum,
was auch geschieht,
ich geb ihm Raum,

Erlösung, Fluch,
Senke den Saum,
du dunkles Tuch . . .

Hierauf lief ich fort.

– Auf meinem Zimmer wußte ich wieder, wohin ich gehörte. Vom Hof herauf ertönte eine zittrige Drehorgel. Ein Laternenlicht wurde angezündet. Der Strahl traf den Kahlkopf einer Greisin. Ich sah, wie das schwanke Haupt sich hob und zu mir emporschaute, in meine dunkle Höhe. Aber ich war schon zu ihr hinuntergestiegen. Ich hatte mich wieder gefunden. Ich dachte nicht mehr daran, mich für klug oder töricht, schön oder häßlich zu halten, wie die, von denen ich geflohen. So schauen wie diese konnte ich nimmer. Ich wollte nur eines: Alle Menschen lieben, weil sie Gottes sind. Ich weiß und fühle, hier allein kann ich es lernen. Ich warf der Alten ein Geldstück hinunter, eingewickelt in Papier, mit innigen Gedanken.

Nun kommen Knaben, legen Marmeln in den löcherigen Boden und beginnen zu spielen.

Und wer gewinnt, fängt an zu hüpfen und zeigt den andern triumphierend die buckelig gefüllte Tasche. Und ein Lahmer tritt aus dem Schatten und jubelt mit, humpelt herum, als wäre die Lust der Freunde auch seine. Da will ihm der Sieger die schönsten Marmeln schenken. Aber der Lahme weist sie zurück. Nimm sie, nimm. – Nein. – Warum sagt er nein? Er liebt sie doch. Er könnte auch noch marmeln, so sehr hinkt er nicht, er kann ja sogar hüpfen. Nein, er will sie nicht.

Ich weiß warum. Ich kenne dich, du bist wie ich, das Schicksal sagte auch zu mir: Nimm, nimm das Glück. Lotte schaute mich mit einem großen Blicke an. Nein, ich bin lieber hier, bei meinen armen Brüdern, als bei euch, den Reichen, die ihr auf den Ball der bösen Buben geht.

*

16. November.

Ich habe beschlossen, die junge Dame nicht mehr zu sehen. Sie bringt mich von meinen Zielen ab. Ich verbiete mir, an sie zu denken.

*

17. November.

Mitten in der Nacht schrak ich empor.

Ich hatte geträumt, Lotte wäre mit einer wilden Gebärde auf mich zugeschritten. In dieser Bewegung lag ein Schicksal. Sie sagte, daß Lotte etwas abschütteln, zerbrechen oder von sich stoßen wollte, um hernach blindlings vorwärts zu stürzen.

Darum die Angst, womit ich aus dem Schlaf gefahren.

Ich zitterte um sie.

Plötzlich mußte ich schluchzen und niederknien und flehn: «Tu es nicht.»

Was denn? O wüßt ich es!

Ich konnte nicht mehr einschlafen. Ich mußte ihr immer wieder in Gedanken erzählen, was ich in dieser Stadt schon Fürchterliches gesehen habe.

Glauben Sie mir, das Leben ist schrecklich. Sie sind nicht gefeit. Suchen Sie das Licht. – Ach wende dich nicht weg. Hör' mich doch. Ich las in deinen Bewegungen großes Leid. Ich schaute eine dunkle Stadt, die keinen Aus-

weg, keine Haine, keine vogelbergenden Bäume besitzt. Sieh doch, wie die Menschen sind. Wie ihre Augen die Welt verschlingen, wie ihre Fäuste alles an sich reißen, wie roh sie schreiten. Geh nicht mit ihnen, gib acht, du bist Gefahren ausgesetzt. – Hans vermehrt sie noch, indem er lächelt, deine Sünde ist ihm Kindlichkeit. Fliehe ihn. Hör' auf mich. Ach, ich habe die Freude der andern auch in mir: das Sinnen des Knaben, der die weiße Lilie in seinen Händen hält. Die Seligkeit des Mädchens, dem ein Kuß die Seele löst, daß sie als Vogel durch die Himmel fliegt. Die Lust des Mannes, der das Roß in sicherm Laufe lenkt. Das sind drei Töne eines Liedes. Nächtens, da gehen die Geister zu Gott und danken ihm für das, was ihnen das Leben leicht macht. Ich aber bleibe starr und unbeweglich, weil mich die Angst durchfährt. Und das ist mein Gebet. Das gibt mir Wissen. Das sagt mir: Wache! – Geliebte, wache!

*

18. November.

Ich ging zu Hans, denn ich hoffte Lotte dort zu finden. Ich traf ihn allein.

Er sprach: «Meine Freundin möchte, wie sie sagt, Ihren Charakter ergründen», und schaute mich dabei mit seinem alles und nichts bedeutenden Lächeln an.

Ich hasse dieses Lächeln.

Er hält die Menschen für Kinder und behandelt sie demgemäß, ob sie gut oder böse sind, ihm scheint es sowieso kindisch. Daß sie sich geben, wie sie sind, eben als Kindsköpfe, dazu soll dieses Lächeln sie veranlassen.

Statt Lotte zu schützen, lächelt er zu allem, was sie schwätzt, mag sie sagen, sie wolle einen alten Greuel heiraten, mit dem Zweck, ihn zu betrügen, mag sie lügen oder Dummheiten reden, mag sie sich lustig machen über mich, für ihn ist's kindlich, er lächelt herzlich dazu. – Aber im Grund ist's eine List, um über sie zu herrschen.

*

19. November.

Hans war bei mir. «Lotte läßt Ihnen sagen», meldete er, «daß sie morgen ins Kolleg geht. – Ich bin diesmal verhindert zu kommen.»

Nun weiß ich noch weniger, was ich denken soll. Ist er wirklich ein Kind? Oder will er sich ein Schauspiel verschaffen? Ist er ein Heiliger oder ein Teufel, der sich freut, wenn wir abwärts fahren?

Aber was mach ich mir Gedanken! Jetzt hab ich ja Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen und sie vor dem Leben zu warnen.

Es redet schon aus mir. Wenn ich durch die Straßen gehe, muß ich sie an meiner Seite denken, auf die Menschen zeigen und sagen: «Glauben Sie mir, daß jede Art des Schreitens zu einem andern Ort des Daseins, des Glücks oder Unglücks führt. Schauen Sie die Bewegungen der Gehenden an. Ihr Schicksal ist darin zu lesen. Dieses Kind da wird viel Zierliches erleben, auch wenn es erwachsen ist. Jener Mann wird stets in tüchtigen Schuhen stecken. Aber sehen Sie das Mädchen an, das

vor uns geht. Haben Sie nicht Angst um es? Und wissen Sie warum? Die Art, wie es den Körper wiegt, verrät, was ihm geschehen wird. – Lotte, soll ich Ihnen sagen, was Sie selbst erwartet? Als ich Sie zum ersten Male erblickte, durchlief mich ein Schauer. Arme Schwester, dachte ich. Ach, ich fühle, Sie sind mit mir verwandt. Wir gehören zusammen, weil uns beiden Schweres droht. Das sagt mir die Schwermut. Das verkündet die Nacht. Horchen Sie nicht auf Hans. Glauben Sie seinem Lächeln nicht . . . »

*

20. November.

Ich glaubte, ich hätte sie gern.

Aber heute, als wir im Kolleg zusammensaßen, erschien sie mir so fremd mit ihrem vornehmen Kleid, dem Pelz und Schleier und dem kleinen, kahnartigen Hut.

Und ich ihr auch. Denn kaum hatte der Professor ausgesprochen, so gab sie mir die Hand und ging.

Ich weiß, ich kann nie ein innerliches Ver-

hältnis zu ihr gewinnen. Wir haben nichts miteinander zu tun. Zu mir gehören andere Menschen. Nun, ich täuschte mich eben.

*

21. November.

Ich ging auf das Lesezimmer der Bibliothek und ließ mir einen Band Kriminalogie geben. Ich wollte mich mit den Schicksalen der Verbrecher befassen. Das ist die Welt, in der ich wirken soll, dachte ich, hier kann ich meine Kräfte brauchen.

Ich schlug das Buch auf. – Prostitution! – Ich werde Jahre brauchen, um dieses Gebiet zu durchdringen, sagte ich mir beim Anblick des Titels. Die tiefsten Abgründe werden sich öffnen. Die heiligsten Impulse in mich fließen. Wie freu ich mich auf dieses Leben.

Ich begann zu lesen. In dem Aufsatz waren die Dirnen sehr primitiv dargestellt: Ihre Mongolenaugen, ihre mehr oder weniger höckerigen Stirnen, ihre zu großen oder zu kleinen Unterkiefer abgebildet; die Gedanken, Gefühle und Gebärden beschrieben; die Tages-

beschäftigung berichtet. Geistige und physische Krankheiten wurden angeführt. Zynische Redensarten waren gesammelt. Die Schicksalsgeschichte, besonders gegen den Tod hin, war meistens die gleiche.

Eine Erinnerung stieg in mir auf. Als siebenjähriger Knabe hatte ich auf dem finsteren Estrich des Gymnasiums, worin mein Vater Pförtner war, einen anatomischen Atlas von riesenhafter Dimension gefunden. Ich vermochte ihn kaum an die Luke zu schleppen, um ihn dort bei Licht zu betrachten. Die ledernen Einbände waren mit rostigem Eisen beschlagen. Die steifen Blätter rochen nach Moder. Gerippe und enthäutete Körper waren darauf abgebildet. Das alles flößte mir Entsetzen ein. Ich wollte fliehen und mußte dennoch weiter blättern.

Genau so wie damals empfand ich jetzt.

Warum den Kopf mit Gedanken, die mich vergiften, füllen?

Ich wagte nicht mehr weiter zu lesen und verließ den Saal.

Kaum aber war ich auf die Straße getreten

und hatte aus dem Dunkel das Geflüster «Komm mit» gehört, ein scheues Weib heranhuschen und wieder entschwinden sehen, so wußte ich von neuem, daß nichts am Grauen der Welt geändert wird, wenn man voll Widerwillen sich abwendet.

Ich hatte in dem Buch gelesen, daß die Dirnen zu allem zu gebrauchen sind. Zum Gemeinsten. Aber zum Guten? Doch sicherlich auch. Sie passen sich ja an. Das ist ihre Haupteigenschaft. Sie sind zu jedem, wie sein Wesen es bewirkt. Den Pharisäer verhöhnen sie, den Gimpel betrügen sie. Vor dem Verbrecher stehen sie wehrlos da. Sie sind den Mördern am meisten ausgeliefert. Schon deswegen muß ich ihnen nahe bleiben. Sie werden zu mir sein, wie ich's verdiene. Wenn ich nur stark bleibe und nicht der Gemeinheit der andern verfalle, so müssen sie ihr Inneres verwandeln. Was soll ich tun? – Nun, etwas Liebe in sie schmuggeln. Ich weiß, ein einziger Blick kann sie wecken. Ich muß nur verstehen, herzlich in ihre Augen zu schauen.

Ich stand still und stellte mir vor, daß ich

einer Dirne gegenübersäße und zu ihr sagte: «Lächle noch einmal wie vorhin, das ist so schön gewesen.» – Und wie ich sie betrachtete, zurückgelehnt in meinen Stuhl, mit reinem Auge, da war mir eine Menschenschöpfung gelungen.

«Wer helfen will», dachte ich weiter, «muß beweisen, daß Keime zum Schöpfer in demjenigen sind, dem er helfen möchte. Wenn ich einer Dirne sage, wie schön sie mich macht dadurch, daß ich sie anschauen darf, so hab ich ihr geholfen.»

Ich wollte diesen Gedanken sofort zur Tat werden lassen und betrat ein Lokal, das ich schon oft von außen betrachtet hatte. Es saßen einige Mädchen darin, einzeln an Tischchen, in freiester Positur und rauchten. Sie hatten etwas Freches an sich, wie sie so um sich schauten mit schweifenden Blicken. Ich brachte es nicht über mich, sie anzusehen oder gar mit ihnen zu sprechen, sondern holte eine Zeitung und tat, als läse ich die Unglücksfälle.

Nach fünf ungeduldig abgewarteten Minuten zahlte ich und ging.

Erst draußen kam mir der Gedanke, daß ich mich so benommen hatte, weil ich mir ein Wirken durch mein Wesen doch nicht zutraute.

«Ich habe eine Niederlage erlitten», dachte ich.

Indem ich mich zurückbesann, mußte ich mir sagen, daß die Mädchen nicht eigentlich gemein ausgesehen hatten, sondern nur unentwickelt und gehemmt in der Entfaltung, eingedämmt von etwas, das gar nicht zu ihnen gehörte. Sie kamen überhaupt nicht zum vollen Ich-Bewußtsein. Sie konnten sich nicht schämen, auch nicht aus ihrem Eigensten heraus lachen oder weinen. Ihr Hochmut war kindisch. Sie lebten in ihrem Tun außerhalb ihres Selbstes. Was sie redeten, waren nicht Gedanken, aus ihnen entsprungen, sondern Worte der Sphäre, in die sie geraten; die ist etwas Wehendes, und doch klebt sie ihnen das ganze Leben lang an.

Aber es muß eine Möglichkeit geben, diesen Dunst zu verscheuchen. Sobald er zerstreut ist, lächeln sie gut, blicken sie schön, gehen sie

edleren Schritt, schaut das Göttliche wieder hindurch.

«Wenn ich das nicht bewirken kann», dachte ich weiter, «stimmt etwas in mir noch nicht.» – Zum mindesten mußte ich mich mit den Menschen, die ich ändern wollte, harmlos unterhalten können.

Ich blieb stehen, um diese Dinge zu Ende zu denken.

«Ich brauchte ja immer lange Zeit», sagte ich zu mir, «bis die Menschen, mit denen ich zusammentraf, eine Ahnung von mir bekamen. Warum sollte es diesmal, bei den Dirnen, leichter gelingen? Ich will froh sein, daß ich erkannt habe, wie wenig meine Persönlichkeit Eindruck macht. Das sagt mir, daß ich sie vertiefen muß. – Übrigens hätte ich auch das Gebaren der Männer in jenem Lokal studieren müssen. *Sie* sind ja schuld, daß es Dirnen gibt. Auf ihren Gesichtern ist die Ursache des Übels noch deutlicher zu lesen. Wie oberflächlich bin ich doch. Ich kann mit keiner Dirne plaudern, lächeln, zusammen sein, wohl aber mit einem Manne, der Dirnen macht. Die ge-

meinen Männer fallen mir weniger auf, obwohl sie zahlreicher sind. Wie roh ich bin. Und ich bildete mir ein, die Liebe zu besitzen...»

Indem ich derart dachte, faßte mich von hinten ein Mädchen am Arm, lachte mir ins Gesicht und wollte mich mitziehen.

Ich fuhr auf und schleuderte es fort.

Es stolperte und wäre beinahe gefallen.

Gleich kehrte ich den Zorn gegen mich, stampfte: «Ein für allemal, entweder mach' ich Ernst mit meinem Ziel, die Menschen von ihrem Schicksal zu befreien, oder ich zieh mich als Selbstgerechter zurück.» Und weiter dachte ich: «Ich will nicht verachten. Die Verachtung kann nicht in die Zukunft schauen. Sie sieht keine Keime der Entwicklung. Sie vermag das Göttliche im Menschen nimmer zu finden. – Ich betrug mich so, als wäre jener Augenblick der Dirne ihr ganzes Dasein, was war und ist und sein wird. Mein Ekel sprach ihr alles andere Erleben als das dirnenhafte ab. Er zwang sie zu bleiben, was sie ist. Ist? Sie ist ja nicht, was meine Augen sehen, die

verachtenden, die verächtlichen. Mein Blick wollte, daß die Dirne fiel. Weh, es lebt in mir ein Dämon, der mich hindert, sie aufzuheben, sie zu geleiten und herzlich mit ihr zu reden. Ich aber glaubte, es wäre Gott!»

Ich *mußte* dem Mädchen, das ich fortgestoßen hatte, folgen. Ich wollte wenigstens ihr Antlitz sehen. In den Formen des Menschengesichtes spricht sich die Gottheit aus. Daß ich das Weib abgeschüttelt, ohne sie nur anzuschauen, war der Beweis, daß ich das Göttliche in ihr nicht geachtet. Mir schien, als könnte ich keine Ruhe finden, bevor ich nicht meinem Gedächtnis ihre Züge eingeprägt hatte.

Da sah ich sie auf der andern Seite der Straße wiederum auftauchen. Daran, wie sie das Manöver, das sie bei mir angewandt hatte, wiederholte, erkannte ich sie.

Diesmal aber gelang es. Sie ging mit einem Mann davon.

Ich holte beide ein.

Der Begleiter schien ein besserer Arbeiter zu sein. Er schritt müde und apathisch neben ihr. Sie mußte ihn fast nachziehen.

Die Straßenbahn fuhr heran. Sie stiegen ein. Ich kam zu spät.

Da ich das Gesicht sehen *mußte*, nahm ich ein Automobil und fuhr dem Wagen vor, wartete an der nächsten Haltestelle, stieg ein und setzte mich dem Paare gegenüber. Es saß in der Ecke, Schulter an Schulter, schon eingeschlummert.

Das Gesicht des Mannes war eingefallen und bleich. Ich warf einen schnellen Blick darauf, um mich über ihn zu vergewissern. Ein schwacher, aber kein schlechter Mensch. Hierauf versenkte ich mich in die Züge des Mädchens. Ich betrachtete die grauen Augendeckel, die Linie um den Mund, die dickverwirrten Haare, auf denen etwas schief ein brauner Hut saß. In dem Gesichte war Verlorenheit. Aber im Schlafe wurde sie in Hingebung verwandelt. Es wollte mir scheinen, als müßten in diesem Weibe ganz besondere, geheimnisvolle Möglichkeiten zu Innigkeit und Treue sein. Eine zärtliche Rührung erfaßte mich.

Da schlug sie die Augen auf und sah mich an, fremd, abwesend, von der Umwelt

noch nicht berührt, aus ihrem Eigensten heraus.

Ich fühlte, das Straßenmädchenartige konnte auf diesem Antlitz nur erscheinen, wenn ich selbst es hervorrief. Es wäre meine Schuld, wenn sie mich wie eine Dirne anblickte. Der Tugendteufel in mir hatte sich verzogen. Ich lächelte ihr zu.

Sie wurde rot und schloß die Augen sofort wieder, öffnete sie aber, ohne daß ich's merken sollte, hie und da, um mich heimlich zu beobachten.

Ich ging, ich hatte ja genug gesehen. Ich war froh und traurig zugleich.

Froh: Sie ist noch ein Kind. Traurig: Ach wo geht sie hin mit ihren abgetretenen Stiefeln?

*

21. Dezember.

Die letzten Wochen verbrachte ich einsam.

Ich versuchte die Sprache der Angesichter, welche die ursprüngliche ist, wie ein Mystiker sagt, zu erlernen. Wer diese Sprache versteht, der vermag das ganze Menschenerleben zu

durchwandern. Jedes Antlitz, mag es alt oder jung, schön oder häßlich sein, ist mir wichtig. Besonders gern geh ich an Schulhäusern vorüber, um mir die Eigenschaften, die durch Kinderaugen strahlen, zuströmen zu lassen; ich habe solche Speise nötig.

O liebliches Oval, o freundlicher Kreis!

Ich kann nicht leben ohne Miterleben.

Wo es nichts mitzuerleben gibt, erlöscht für mich der Sinn des Daseins.

Dies ist der Fall, wenn ich die steinernen Gesichter der Dirnen betrachte. Und dennoch zieht es mich immer wieder zu diesen zurück.

*

10. Januar 1907.

Bei Hans. Lotte kam. Das Zusammensein war wie immer. Hans lächelte, Lotte schwätzte, ich schwieg und versuchte den Tadel, der mir beständig auf der Zunge schwebte, zu unterdrücken. Denn ich weiß, daß ich auf beide nur wirken kann, wenn ich verzichte, sie in irgend etwas zu belehren. Nur dann nehmen sie meine Gedanken an. Nur so vermag ich

sie zu ernsteren Menschen zu machen. Trotzdem ich mich bestrebte, mein möglichstes an Harmlosigkeit aufzubringen, fühlte ich mich beständig als Gegner behandelt.

Als es dunkelte, erschien ein Bekannter der beiden, ein Doktor der Chemie; ich hatte ihn noch nie gesehen. Es war ein geduckt gehender, untersetzter Mann von dreißig Jahren, mit langem, geschweift zurückgestrichenem Haar, einer breiten, aber niedrigen Stirn, mit Augen, die sozusagen immer auf dem Sprunge waren, und einem Mund, worin, wenn er lachte, ein starkes Gebiß bis an das Zahnfleisch sichtbar wurde.

Ich fühlte mich vom ersten Augenblick an abgestoßen. Besonders war mir das stoßweise Lachen unsympathisch.

Lotte redete in gleicher Weise weiter.

Jetzt wurde mir ihre Art zur Pein, denn ich merkte, daß der Chemiker ihre leichtsinnigen Worte häßlich deutete. Er nahm sie nicht wie Hans als neckische Kampflust und spielerische Verwirrung, sondern horchte auf: In Gedanken riß er Lotte schon an sich.

Ich gab ihr zu erkennen, daß mir diese Koketterie mißfiel, was zur Folge hatte, daß sie noch gewagtere Dinge sagte und der Chemiker noch gemeiner lachte. Gleich bereute ich, ihr einen Vorwurf gemacht zu haben, und hielt mich gewaltsam still, nahm mir aber vor, zu bleiben, trotzdem ich mich immer fremder fühlte. Ich hatte einfach Angst, sie mit dem Chemiker fortgehen zu lassen.

Im Verlauf des Zusammenseins kam nun das Gespräch auf eine Künstlerin, welche die hieratischen Tänze der alten Ägypter erneuert hatte.

Ich riß plötzlich, in einer Art von Eingebung, das Gespräch an mich und beschrieb den seltsamen Abend, den ich damals erlebt. «Ich ging», sprach ich, «nachdem ich die Tonhalle verlassen, durch die dunkle Stadt. Der Saal mit der priesterlichen Gestalt war wie eine goldene Helle in mir. Immer wieder schritt ich die Lasterstraße auf und nieder, nur damit ein geheiligter Mensch einmal hier gegangen wäre. Denn geheiligt war ich durch den Anblick dieser Tänze geworden. Ich fühlte,

sie waren nur möglich, weil die Künstlerin die Götter, welche den Körper bauen, ahnte und verehrte und sich in dieser Ehrfurcht täglich übte. Ihre Bewegungen waren Vorbildungen des vollkommenen Menschen. Sie wiesen alles Abwärtsziehende fort. Sie kämpften gegen Schwäche und Verfall. Sie stellten die Harmonie mit den werdenden, kindlich-starken, göttlichen Kräften, die im Weltall wirken, wieder her.

Auf der Erde gehen sollte wie ehedem Gottesdienst sein. O wie sie schritt! Und wie sie ihre Arme hob! Sie wollte die Sehnsucht im Menschen wecken, immer heiliger zu werden, um nach dem Tode möglichst schnell jenen dunklen, peinlichen und gefahrvollen Weg zurückzulegen, an dessen Ende die ägyptische Seele von Osiris empfangen wurde. Die Gottheit anzubeten breitete sie die strahlenden Schwingen aus.

Noch nie war ich des Himmels so wert gewesen.

Ich lief durch die Straßen und warf das Bild in jeden Menschen. Ich war frei von Haß

und Verachtung. Ich stand über der Welt der Verwesung. Ich sah in mich hinein und fand ein uraltes Heiligtum. Die Tänzerin hatte mich in mein Innerstes zurückgeführt.

In diesem lichtesten Zustand wollte ich das Dunkelste sehen. Denn dadurch verband ich die Tiefe mit der Höhe.»

Während ich derart sprach, empfand ich, daß ich Lotte zu mir herüberzog.

Ich hatte den Chemiker besiegt.

Als man aufbrach, wählte sie mich zum Begleiter. Schweigsam gingen wir nebeneinander, bis wir vor das Haus gelangten, worin sie wohnte.

Da fragte ich: «Warum redeten Sie heute so frivol? Sie sind doch ein guter Mensch. Warum verstellen Sie sich?»

Sie schaute zu Boden und schwieg.

Nach einer Weile sagte sie, noch immer mit gesenktem Haupte: «Ja, wenn Sie bei mir sind, bin ich gut.»

Plötzlich trat sie an mich heran, legte die Hände auf meine Brust und schaute zu mir auf.

Ich bückte mich, schloß sie in die Arme und

fühlte, daß sie ganz mein eigen war. Sie wollte mir gehören. «Mir ist so fromm bei dir», sagte sie.

Aber mein Herz blieb gleichgültig. Nur ein wilder Machtwille regte sich in mir. Dem durfte ich nicht nachgeben, das wußte ich. Fort, dachte ich, deinet- und meinetwegen fort, ich verfalle dem Dämon, ich ziehe dich hinunter, ich kann dich nicht besser machen.

Und ich entzog mich.

«Geh nicht von mir», flehte sie. «Ohne dich bin ich verloren.»

Ich küßte ihre Hand.

«Sehen wir uns morgen wieder?»

Sie fragte es voll Angst.

«Ja», versetzte ich und ging.

Mir war leer und kalt.

– Warum fühle ich mich schuldig? Weil ich sie küßte? Weil ich sie für meine Ideen begeisterte? Weil ich überhaupt mit ihr bekannt geworden bin? Ach nein, nicht deshalb. Nur weil ich sie nicht wahrhaft liebe.

Was kann ich ihr geben?

Ich nehme meine Lebensziele her und fühle

sie nichtig werden. Ich vermag keinem Menschen etwas zu sein. Ich könnte dir nur Eines geben, meine Verzweiflung, meinen Abgrund, mein Nichts.

«Mir ist so fromm bei dir . . . »

Welch ungeheurer Wahn, dies zu glauben.

«Geh nicht, ohne dich bin ich verloren...»

Ich *darf* sie nicht verlassen.

*

11. Januar.

Ich ging, als es dunkel wurde, zu ihr.

«Ich fürchtete schon, daß du nie mehr kämst», sagte sie und zog mich zur Tür hinein.

«Ich hab es doch versprochen», erwiderte ich.

«War es nicht schön?» fragte sie.

«Was?»

«Das.» Sie umarmte mich.

Es war mir nicht in den Sinn gekommen, daß sie den Kuß von gestern gemeint hatte.

Sie lebt in dieser Liebe, ich nicht! Es wurde mir noch gewisser, daß sie mir gleichgültig ist.

Ich fand es sinnlos, bei ihr zu sitzen. Zuweilen war ich im Begriff aufzulachen. Viele verächtliche und rohe Worte drängten sich auf meine Lippen. – Nein, in Lottes Gegenwart bin ich kein guter Mensch. Um ihrer Liebe auszuweichen, begann ich über Selbsterziehung zu sprechen.

Erst gab sie sich als Schülerin. Sie horchte und fragte. Allmählich verstummte sie.

Auf einmal lachte sie und rief: «Ich will lieber schlecht sein.»

Sie begann im Zimmer umher zu springen und leichtsinnige Dinge zu reden.

«In Babylon», sagte sie, «war es Sitte, daß sich die Weiber im Tempel den Fremden hingaben. Das geht mir eher ein als deine Lehren.»

«Soll ich dich heiraten?» unterbrach ich das Gerede.

«Nie», rief sie, «da würde ich gemein.»

Ich erhob mich und sprach: «Dann habe ich hier nichts mehr zu suchen.»

Sie lachte.

Ich ging und wußte, daß es für immer war.

*

12. Januar.

Hans ist eben bei mir gewesen.

Kaum in das Zimmer getreten, fragte er: «Für was für einen Menschen halten Sie mich?»

Ich schaute weg, sagte: «Ich weiß nicht.»

«Also für einen zweifelhaften. Das ist auch Lottes Meinung, ihretwegen komm ich nämlich.»

Und nun gestand er, daß er sie liebte und sie geliebt hatte, lange bevor ich mit ihr bekannt geworden. «Ich wollte sie gewinnen», fuhr er fort. «Sie wissen, sie pflegte immer mit ihrem Leichtsinn zu prahlen. Ich übertrumpfte sie. Nur so, glaubte ich, war ich imstande, sie auf meine Seite zu ziehen. Zum Beispiel nahm ich den Verbrecher stets als komische Figur, da ich wußte, daß Lotte um keinen Preis lächerlich sein wollte. Den Heiligen stellte ich als Dämon dar, gütig aus Bosheit, das imponierte ihr. Ich war daran, sie von ihren Torheiten zu kurieren. Da traten Sie auf die Bildfläche. Sie hatten ebenfalls eine Methode. Und eine bessere als ich. Denn Lotte dachte

mehr über Ihre als meine Gedanken nach. Ich sank zum Hanswurst hinunter. Jetzt erst, da sie mich hintan setzte, merkte ich, was sie mir war. Ich machte ihr einen Heiratsantrag. Komisch? Ich meinte es ernst. Und sie wußte es. Aber sie wich aus. Ich wurde Ihretwegen eifersüchtig und spürte, daß sie mir dadurch nur ferner rückte. Ich bezwang mich und zeigte mich großzügig, indem ich euch allein ließ, euch sogar Gelegenheiten zu Zusammenkünften verschaffte. Da trat sie mir aus freiem Willen wieder näher. Und ich begann von neuem zu hoffen. Zunächst machte ich mich über mich selber lustig. Das stellte die frühere Vertraulichkeit wieder her.»

«Gestern vormittag», fuhr er fort, «an dem Tage nach unserem Zusammensein zu vier, besuchte ich Lotte, um den Abend, wie wir zu tun pflegten, ein bißchen durchzusprechen. – Sie sagte, kaum daß ich mich gesetzt hatte: ‚Ich muß Ihnen etwas gestehen. Nämlich: ich fuhr mit dem Chemiker nach Hause und blieb die Nacht bei ihm!' Es klang so obenhin, als wär es gar nicht der Rede wert.»

«Sie hat natürlich gelogen», unterbrach ich Hans.

«Ach», rief er, «ich durchschaute sie nicht. Ich hatte keine Ahnung, was sie bezweckte. Ich glaubte, was sie sagte. Mein Herz krampfte sich zusammen. Daß sie diesen Menschen, dem der Wüstling so deutlich aus den Augen schaute, lieben konnte, schmetterte mich nieder. Ich fühlte Schmerz und Erbarmen. Arme, schluchzte es in mir. Aber trotzdem behielt ich mein gewohntes Lächeln bei. ‚Was sagen Sie dazu?' fragte Lotte. – ‚Ich? Nichts!' versetzte ich. – ‚So finden Sie nichts Besonderes dabei?' drang sie in mich.

Ich brauche genau die gleichen Worte, die sie klar und deutlich, langsam, Silbe für Silbe, entgegen ihrer sonst so hastigen Redeweise, hersagte. O, ich vergesse sie nicht mehr.

‚Verachten Sie mich nicht?' fuhr sie fort. – ‚Weshalb?' fragte ich. – ‚Deshalb', sagte sie.

Ich bemühte mich zu lächeln, und es gelang.

‚Ich bin weitherzig', versetzte ich und streichelte mechanisch ihre Hand. Sie zuckte zurück und rief: ‚Wir gehören nicht zusammen!'

Nun, ich führte meine Komödie noch ein Weilchen fort, schaute zu Boden, immer lächelnd, sagte dann: ‚Ich gehe nach Hause, muß noch ein bißchen arbeiten, auf Wiedersehen', winkte mit der Hand, als wäre überhaupt nichts geschehen, und eilte scheinbar leichtbeschwingt von dannen. Ach, es trug mich kaum zur Tür hinaus.

Einige Stunden darauf bekam ich diesen Brief durch Eilpost, lesen Sie! Oder warten Sie, ich lese ihn vor!»

Er lautete:

«Werter Herr!

Was ich erzählt habe, ist selbstverständlich nicht wahr. Ich wollte Sie nur prüfen. Jetzt weiß ich, daß Sie ein skrupelloser Mensch sind, viel schlimmer als der Chemiker. Der ist wenigstens offen. Wie hätten Sie sonst lächeln können, als ich sagte, ich habe mich weggeworfen? Und ich meinte, daß ich Halt bei Ihnen fände. Ich liebe Wladimir. Der ist wirklich gut und schämt sich nicht, es zu gestehen.»

Ich nahm den Zettel aus seiner Hand und las ihn noch einige Male für mich.

«Für mich handelt es sich nun darum», fuhr Hans fort, «zu beweisen, daß meine Liebe zu Lotte selbstlos gewesen ist, das heißt, mit neidlosem Herzen zu gratulieren.»

Er streckte mir die Hände entgegen.

Ich nahm sie nicht, sondern wandte mich ab und sprach: «Ich fragte Lotte: Soll ich dich heiraten? Sie sagte: Nein.»

«Wirklich?» Hans schnellte auf. Die Freude machte ihn beweglich. «Verzeihen Sie», rief er, «ich geh. Ich muß zu ihr, um alles ins reine zu bringen.»

Mög' es gelingen.

Mir ist bang.

*

Ich fragte Lotte: Soll ich dich heiraten? Sie sagte: Nein.

Die Worte, die ich zu Hans gesprochen habe, um mich zu rechtfertigen, wollen nicht verschweben. Aber der Klang verwandelt sich. Er hat falsch getönt. Er wird so, wie er gestern gewesen ist.

– Ich fragte: Soll ich dich heiraten? Du weißt ja, daß ich dich nicht liebe. Aber du

sagst: du seist verloren ohne mich. Wohlan, ich schütze dich, ich gebe dir die Möglichkeit, gut zu werden, ich biete dir die Hand dazu. Soll ich dich heiraten?

Sie sagte: Nein. Ich will Treue ohne Liebe nicht. Du würdest mich verachten. Du dächtest, daß ich selbstisch wäre, daß ich spekulierte. Nein.

Soll ich dich heiraten?

Nie, da würde ich gemein.

– Hätte ein Fremder, der meine Sprache nicht versteht, die Worte gehört, so würde ihm der Klang gesagt haben, was sie bedeuteten.

Ich bot ihr an, verächtlich zu sein. Ich brauchte das sicherste Mittel, um sie auf ewig von mir zu weisen. Ich scheute mich nicht davor zurück, sie zum Dämon zu machen. Und glaubte dabei recht zu handeln.

Wie verlogen war ich!

*

Es läutete. Ich schrak fürchterlich zusammen. Hans: Er war kaum eine Stunde fortgewesen.

«Ich komme und gehe gleich wieder», sagte er. «Sie sind ebenfalls betrogen.» Er berichtete hierauf, was ihm von Lottes Hausleuten soeben erzählt worden, nämlich, daß sie ihr Zimmer aufgegeben hatte, um einige Wochen in die Ferien, wie sie sagte, zu reisen. Ein Mann, der Beschreibung nach jener Chemiker, war ihr beim Packen behilflich gewesen. Hierauf hatten sich beide in das Automobil gesetzt und waren davongefahren. «Die werden schön über uns lachen», fügte Hans hinzu.

«Ich bin schuldig», sagte ich.

«Nun», erwiderte er, «meine Methode war klug; die ihre ohne Falsch. Wenn ich nicht hätte klug sein wollen, so würde ich ohne Falsch gewesen sein müssen. Wälzen Sie die Schuld auf mich. Dann bin ich klug wie die Schlange und ohne Falsch wie die Taube. Sie, bitte, ebenfalls, umgekehrt getan.»

Ich rief: «Wie können Sie jetzt noch spotten?»

«Es gibt eben Dirnen», versetzte er mit harter Stimme, «wir haben eine getroffen

und wollen froh sein, daß wir entwischt sind.»

«Leben Sie wohl», sagte ich, «es ist besser, wir sehen uns nicht mehr.»

«Die Freundschaft aufgeben wegen einer...»

«Gehen Sie jetzt.»

*

Heute und alle Tage.

Wie ist es doch gewesen?

Um ihrer Liebe auszuweichen, begann ich über Selbsterziehung zu sprechen. Aber mir war gehässig und zerstörerisch zumute. Ich stellte viele Grundsätze auf. Jedoch das Herz war nicht dabei. Meine Worte mußten Lotte erscheinen wie ein Gerüst im leeren Raum errichtet. Sie fror vom kalten Wind, der hindurch fuhr. Hier konnte sie nicht wohnen.

Ich lehrte, daß man gütig sein muß.

Da lachte sie auf und rief: Ich will lieber schlecht werden.

Hierauf sprach sie aus, was ich selber hinter meine Worte zurückgebannt hatte. Sie redete aus meiner eigenen lieblosen Seele heraus.

Sie fühlte sich von dem Dämon, der in mir lauerte, gezwungen, skrupellose Dinge zu sagen.

Soll ich dich heiraten? unterbrach ich sie.

Ich tat die Frage, weil ich glaubte, daß ich dadurch die Berechtigung bekam, Lotte zu verurteilen. Ich wollte sie nicht über mich triumphieren lassen. Ich gestand mir in jenem Augenblicke nicht zu, daß ich schon vorausempfand, was sie antworten mußte, nämlich: Nein. Der Ton meiner Frage war derart, daß Lotte verächtlich erschien, wenn sie Ja erwiderte. Da hätte man denken müssen: Nun will sie auf einmal wieder gut sein. Warum? Aus Berechnung.

Soll ich dich heiraten? – Nie! da würde ich gemein.

Das Wort umdröhnt mich Tag und Nacht.

*

13. September.

Ich will ruhig niederschreiben, was geschehen ist, als ob es mich nichts anginge. Nur so vermag ich den Gradmesser zu finden, nach welchem ich mich richten muß.

Ich arbeitete mehrere Monate in größter Abgeschlossenheit, kam mit niemand zusammen, auch mit Hans nicht.

Als ich nun heute morgen ausgehen wollte, brachte die Post einen Brief. Ich nahm ihn auf die Gasse. Von Hans. Er schrieb:

«Lieber Freund!

Ich lese in der Morgenzeitung, daß Lotte zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt worden ist. Sie wollte das Kind, das sie trug (von wem, wußte sie nicht), abtreiben, erkrankte, mußte sich operieren lassen, wurde angegeben und vor Gericht gezogen. Sie sitzt schon vier Wochen in Untersuchungshaft. Und ich wußte nichts! Sofort ging ich hin, um sie zu sprechen, aber sie wollte mich nicht sehen. Erwarten Sie mich heute abend. Hans.»

Ein unerträgliches Herzklopfen befiel mich. Um es loszuwerden, hätte ich mich töten mögen. Ich begann zu laufen. Ach, daß ich stürzte, dachte ich, und meinen Kopf zerschellte.

Zu Lotte! Ich wußte, ohne zu überlegen, wie ich es anfangen würde, um zu ihr zu gelangen. Ich sah sie schon vor mir. Zugleich

ging mir durch den Sinn, was sie erlebt haben mußte, bis es so weit gekommen. Ich schrie auf. Die Leute ringsum lachten. Da kam ich zur Besinnung, schlich abseits und fragte nach dem Gefängnis. Es war ganz in der Nähe.

Ich stand vor dem Portal. Mein Herz schlug schmerzhaft. Mir war, es läge bloß. Ich riß am Glockenstrang, als linderte das die Qual. Der Portier kam und fragte, was ich wollte. Ich sagte es. «Eigentlich ist heute keine Besuchszeit», murmelte er. «Vorher den Direktor fragen.»

Er führte mich in ein Büro. Ein Herr stand mitten in dem Raum, die Hände auf dem Rücken.

Ich nannte meinen Namen, hierauf Lottes, sagte: «Ich muß sie sehen, ich weiß, sie kann sich sonst ein Leid tun, lassen Sie mich hin, es wird viele schwere Gedanken von ihr nehmen . . .»

Er sah mich mit scharfem Blicke an. Ich spürte seine Hintergedanken. Vielleicht ist der es, von dem sie das Kind hatte, dachte er.

«Rufen Sie die Wärterin», sagte er zum

Portier, «und fragen Sie, ob Besuch erwünscht ist.»

«Nein», rief ich, «sie wird mich nicht empfangen, wenn sie weiß, wer kommt.»

Ich griff nach seinen Händen. Die rechte stak in einem schwarzen Lederhandschuh, er entzog sie rasch und legte sie wieder auf den Rücken.

«Auch gut», sprach er.

Die Wärterin kam. Er redete allein mit ihr: Sie sollte mich wohl belauschen.

Sie führte mich durch einen langen, hellgetünchten Gang. Eine Türe wie die andere von grauem Blech. Ohne Klinke. Nur ein Loch. Wir standen still. Sie öffnete.

Lotte war aufgeschnellt, als der Schlüssel sich gedreht hatte, und stand nun in disziplinierter Haltung da. Sie mochte wohl schlaff über das Bett hin gelegen haben, was nicht geduldet wird. Jetzt erwartete sie demütig und scheu die Zurechtweisung. Der Raum war dunkel. Sie konnte mich nicht erkennen.

«Ich bin es», sagte ich und streckte die Hand vor.

«Ach, ich glaubte, der Direktor.»

Sie legte die ihre folgsam-flüchtig hinein.

«Wie geht es?» fragte ich leise.

Sofort fing sie in ihrer hastigen Art zu reden an.

«Jetzt gut. Anfangs konnte ich mich nicht an die Luft gewöhnen, es wurde mir übel, ich sagte es der Wärterin, sie möchte so freundlich sein und mich melden, daß ich zum Arzt käme. Er gab mir die Erlaubnis, ganz allein auf den Bärentanz zu gehen. Nämlich auf dem Hof im Kreis herum zu spazieren. Rings sind Mauern. Nur auf einer Seite hängt ein Birnbaum herein. Auf dem saß ein Büblein, schüttelte das Obst herunter, und eine Birne fiel vom Schwung des Astes in den Hof, ich hob sie auf, niemand sah's, aber sie war dorthin gefallen, wo die Männer speien, wenn sie vorbeigehen. Es ist verboten, jedoch an einer Stelle sieht es der Direktor nicht, an der Ecke, bei der Kapelle, dorthin fiel die Birne. Ich warf sie gleich wieder weg. Am Abend bekam sie jemand anders vorgesetzt. Wir dürfen alles Fallobst kaufen und kochen. Wir verdienen

nämlich ziemlich viel. Besonders die Schuster. Es sind drei Schuster hier. Ich stricke. Wir sitzen alle in einem großen Saal. Neben mir ist eine Frau. Die war bei einem Krämer Köchin gewesen und hatte ihren Koffer mit Zucker und Tee, Kaffee, Zigarren und Rottiwürfeln gefüllt, wollte Sonntags fort zu ihrer Mutter und wurde erwischt. Sie bekam drei Wochen. Morgen wird sie entlassen. Sie ist immer fröhlich. Heute rieb sie den ganzen Tag die Hände, sagte beständig: ‚Abgebüßt, abgebüßt.' Sie machte alle ganz lustig. Viele begannen ebenfalls die Hände zu reiben, sagten: ‚Abgebüßt', als sie aus der Pestluft in den Hof traten und dachten, daß sie bald wieder durch den Wald und die Felder gehen könnten. Aber viele sind trübsinnig. Eine, die immer gesagt hat: ‚Die Schuhe, ja hätt' ich bloß die Schuhe nicht angezogen', wollte sich den Hals abschneiden. Das beste ist, wenn man die Zeitung bekommt. Da lese ich oft eine Notiz und denke tagelang daran, und dann schmerzt mich alles furchtbar. Zum Beispiel stand von einem Pikkolo, der sich getötet hat,

er war dreizehn Jahre alt, ich mußte den ganzen Tag weinen . . . »

So redete sie, bis die Wärterin zur Tür hereinsah und fragte, ob sie lieber in die Singstunde kommen oder weiter plaudern wolle. Da brach sie sogleich ab und rief: « Ich komme.»

« Die Singstunde ist nämlich das Schönste», sagte sie entschuldigend, mit bittenden Augen. «Wir stehen beisammen in einem Raum, worin den ganzen Tag über geschreinert wird. Die Bretter riechen so gut. Es gibt Hobelspäne so zart wie Blumenblätter.»

«Wie geht es Hans?» fragte sie plötzlich, schon im Gehen, fuhr dann ohne Antwort zu erwarten fort: « Ich bin so froh, daß ich weggegangen bin und ihn nicht verdorben habe, er war ein Kind, ich log ihn ja so an.» Sie lachte.

Da ertönte der Gesang vom Hofe her.

« Ich muß gehen, ich muß gehen!»

« Darf ich wieder kommen?»

« Nein, bitte nicht», sagte sie leise, flehentlich, legte die Hände dabei auf die Brust, lief hierauf eilig weg.

Ich stand und lauschte auf das Lied, das geübt wurde, und prägte mir die Strophen ein, die sich immer von neuem wiederholten.

Laßt uns die Bäume lieben,
die Bäume sind uns gut.
In ihren grünen Trieben
strömt Gottes Lebensblut.

Einst wollt das Holz verhärten,
da hing sich Christ daran.
Daß wir uns neu ernährten,
ein ewiges Blüh'n begann.

Ich trat ins Freie. Aber mein Innerstes blieb bei Lotte im Gefängnis.

Denn ich bin nicht der Justizminister, der kommt um zu schauen, ob alles in Ordnung ist, der zehn Minuten in der Zelle steht, sich umdreht, Bett, Geschirr und Boden mustert, sich den Atem verhält, damit ihn der Ekel nicht lüpfe, winkt und geht.

Lotte ist hingestellt an den verpestetsten Ort der Erde. Sie atmet des Kerkers ätzende

Luft. Sie siecht dahin. Und ich muß ferne von ihr sein!

*

Abends.

Ich saß in meinem dunklen Zimmer und war ganz dem Gedanken an sie hingegeben.

Immer tiefer versank ich in mich selbst.

«Könnt ich dir doch etwas geben», dachte ich in inniger Abgezogenheit. «Dich trösten und deine Leiden lindern.»

Da sah ich bei geschlossenen Augen ein Wesen von mir gehen mit ovalem, sanftgeneigtem, herzlichem Angesicht, in blaugrünem, golddurchwirktem Kleide . . .

Der Gedanke war mir entschwunden. Aber er lebte noch. Er hatte nicht aufgehört zu sein. Und ich wußte mit Sicherheit, daß die Gestalt, die ich bei vollkommener Wachheit erblickte, dieser Gedanke war, der bildhaft geworden sich von mir losgelöst hatte, um zu der Geliebten zu schweben. Ich schauderte: Ja, es gibt eine Möglichkeit, die Schranken des Raumes zu durchbrechen.

Zugleich war mir bewußt, daß meine Gedanken nur dann wirksam sein können, wenn sie selbstlos gedacht werden, wenn sie aus Opferliebe geboren sind. Nur dann gewinnen sie Lebensfülle. Solang sie an mein Ich gefesselt sind, geben sie nicht, sondern nehmen.

Lotte soll stets umgeben sein von solchen Wesen.

*

II.

Hans an Wladimir

1. Juli 1913.

«Zunächst muß ich sagen, warum ich so lange nicht geschrieben habe. Es war kein freiwilliges Schweigen. Sie selber wollten es. Ich hatte mich daran zu halten.

Sie zürnten mir, weil Sie glaubten, ich wäre zu hart gegen Lotte. Aber auch heute, gerade wie damals, sage ich: Sie ist nicht ungerecht bestraft worden. So dachte ich, gerade, weil ich sie liebte. So denke ich auch heute noch.

Aber vor sechs Jahren machte mir diese Einsicht das Leben unerträglich. Mein Studium vermochte mich nicht mehr zu befriedigen. Ein unmäßiger Drang packte mich, wenn ich im Kolleg saß und zuhorchen sollte. Im Seminar fand ich kein Genüge mehr an den geistreichsten und gelehrtesten Übungen. Ich konnte kein Gemälde mehr mit Ruhe be-

trachten. Ich hielt es in keinem Konzert und Theater mehr aus. Am fatalsten wurde mir meine Ironie. Weil ich, besonders bei altbekannten Freunden, immer wieder zu ihr verleitet wurde, gab ich den ganzen Kreis derselben auf.

Nur zu Ihnen trieb es mich. Da ich merkte, daß Sie nichts mehr von mir wissen wollten, gab ich die Versuche, Sie zu sehen, auf.

Als Ersatz las ich Ihre Lieblingsbücher. Ich begann das Leben wie Sie zu betrachten. Denn ich erkannte: Sie hatten mit Ihren unerbittlichen Forderungen recht.

Vor allem mochte ich mich nur noch mit dem beschäftigen, was mit der unmittelbaren Gegenwart zusammenhing. Ich legte, so schnell es ging, ein einfaches Lehrerexamen ab. Dann übernahm ich eine Stelle auf dem Lande, nahe der schweizerischen Grenze. Hier überstürzten sich meine Erlebnisse. Aber davon später.

Das alles wäre noch kein Grund, das Schweigen, das Sie wünschten, zu brechen.

Ich komme jedoch mit einem Vorschlag. – Seit einigen Wochen bin ich Lehrer an einer

schweizerischen Privatschule, die auf das Universitätsstudium vorbereitet und fast ausschließlich von Kindern der Fremden besucht wird. Der bisherige Direktor ist vor kurzem gestorben. Seine Tochter, die vor vierzehn Jahren selbst die Klassen absolviert und hernach in verschiedenen Großstädten gelebt hat, kehrte im Beginn der Krankheit zurück, den Vater zu pflegen und die Leitung des Institutes zu übernehmen. Sie kam sehr bald auf Reformgedanken, unterließ aber, da er gegen jede Neuerung war, sie zu äußern oder auszuführen. Als sie nach seinem Tod damit beginnen wollte, ließen die alten Lehrer sie im Stiche. Sie mußte sich nach neuen umschauen.

Unsern Schülern sind infolge des Globetrottertriebes ihrer Eltern die Kräfte des Volkstums von frühster Jugend an entzogen. Sie werden von den Gefühlen bestimmt, die in Gasthäusern herrschen. Das Tempo, das sie in D-Zügen aufnehmen, hat Einfluß auf ihre Schicksale. Leere Erlebnisse, flache Gedanken, entwurzeltes Wollen: das ist ihr Los, wenn ihnen nicht frische Kräfte zugeführt werden.

Keiner wird sein Geschick von sich aus regeln können. Ohne das Geld ihrer Eltern laufen sie Gefahr, Hochstapler zu werden. Das vermag man jetzt schon aus ihrem Betragen zu lesen. Die bisherigen Lehrer haben sie in dieser Oberflächlichkeit höchstens poliert, so daß sie sich doppelt gut darin gefielen. Die Methoden, wie geholfen wird, muß natürlich die Erfahrung lehren. Wir haben vor allem zu *beginnen.*

Als die Leiterin mit mir darüber redete, habe ich sogleich an Sie gedacht, von Ihnen erzählt und Sie vorgeschlagen.

Erstens sind einige der Schüler Russen. Und ein Lehrer sollte die Sprache verstehen.

Aus dem gleichen Grund wurde auch ein Engländer (Mr. Jackson) gewonnen.

Zweitens jedoch, was viel wichtiger ist: Ihnen verdanke ich den Willen zu wirken. Vorher war ich nur Zuschauer des Lebens. Sie haben mich zu einem Tatenmenschen gemacht. Ohne Ihren Bekehrertrieb würde ich meiner, wie ich damals war, nimmer überdrüssig geworden sein. Sie sind mein gutes

Gewissen, und das will ich bei mir haben. Ich möchte noch mehr von Ihnen lernen.

Sie hätten die naturwissenschaftlichen Fächer zu übernehmen. Die Leiterin die neuen Sprachen, ich die alten. Der Engländer das Technische.

Antworten Sie bald.»

*

Wladimir an Hans

10. Juli 1913.

«Ich nehme die Stelle an.

Zuerst war es mir selbstverständlich, daß ich absagte. Ich wollte mein stilles Leben weiterführen. Abgeschlossenheit schien mir Pflicht.

Ich legte Ihren Brief beiseite.

Am Abend ging ich spazieren und kam auf eine Vorstadtwiese, wo Kinder spielten. Der Platz war bestanden von halbfertigen Gebäuden. Das junge Volk sprang über die aufgeschichteten Laden hin. Ich schaute zu und wußte bald nicht mehr, ob ich das Wachstum der Kinder oder des Grases empfand. Die

Sonne sank. Die Wiese wurde immer goldner, die Gesichter immer glühender. Das Abendrot floß in das Blut. Werdelust strömte vom Himmel herab.

Ich empfand: Von diesem Ort aus wird die Menschheit neu gespeist. Wer auch nur einen Tropfen dieses Trankes auf die Zunge bekommt, ist der Selbstvernichtung entronnen. Ich erkannte, daß die Kinder das Wichtigste auf Erden tun. Sie verwandeln Licht in Leben. Alles andere Tun als ihr Spiel ist mehr oder weniger von Verwesung durchdrungen. Wir müssen diesen Spieltrieb wiederum erwerben. Er allein macht uns frei.

Wie rastlos das läuternde Schmelzfeuer entwickelt wurde!

Ich ging als Neugeborener weg.

In meinem Zimmer angelangt, sah ich auf den dunklen Hof hinunter. Auch hier spielten Kinder. Nicht mehr viele Jahre, dachte ich, und sie werden vom Dunst der Tiefe erfaßt und zerstört, um nachher selber zu zerstören.

Ich wollte traurig werden. Da kam mir Ihr

Brief in den Sinn. Es ging mir plötzlich auf, was ich zu versäumen im Begriffe war.

Sie werden Nachsicht mit mir haben müssen. Ich bin sehr lange einsam gewesen.»

*

III.

Sechs Jahre hatte Wladimir die Stadt nicht mehr verlassen. Beinahe sein einziger Gang war der aus dem Zimmer in die Bibliothek und zurück gewesen. Der früher so nach Taten Schreiende schien der stillste Mensch geworden.

Jetzt saß er zum ersten Male wieder in der Eisenbahn. Er fuhr die ganze Nacht hindurch. Obwohl er nicht schlafen konnte, fühlte er sich am Morgen, bei seiner Ankunft in der Schweizerstadt, von Lebensfrische durchdrungen. Er empfand den Trieb durch die Straßen zu streifen; er mußte sehen, ob das Leid der verlassenen Stadt sich in dieser wiederholte. – Aber die Menschen, auch die Armen, gingen gesetzt und blickten ruhig. Ihm wurde unter ihnen wohl.

Nachdem er im Arbeiterviertel ein Zimmer

gemietet hatte, ging er Hans besuchen. Der wohnte in einer bescheidenen Villa, schon außerhalb der Stadt.

Wladimir erschien er innerlich und äußerlich verändert. Die Stirne trat bewußter hervor. Aus den Augen schaute klare Denkkraft. Der Mund war von einem bestimmten Wollen zusammengerafft. Am meisten aber fiel dem Russen auf, daß sich sein Lächeln verwandelt hatte; es strahlte vor Initiative und Energie. Gebärde, Blick und Wort waren voll Offenheit. Der Ton der Stimme lehnte alles ab, was hindern konnte.

Hans streckte Wladimir die Hände entgegen und rief: «Jetzt wollen wir von unsern Taten reden.»

«Taten?» versetzte Wladimir. «Ich habe nur geduldet.»

Die Gedanken beider schnellten im Nu die Jahre zurück.

«Könnte man die Folgen seines Tuns berechnen», sagte Wladimir.

«Das sollen Sie nicht», entgegnete Hans, «das wäre ein Abirren.»

Wladimir schwieg auf diesen Vorwurf und wurde traurig. Nach einer Weile sagte er, ohne Hans anzuschauen, mit leiser Stimme: «Ein Bild pflegt hie und da in mir aufzusteigen. Ich sehe mich selbst auf der Bibliothek sitzen, einen Band Kriminalogie vor mir; darin eine Photographie, unter welcher steht: Typische Dirne. Jedermann muß denken: Die gehört zum Abschaum der Menschheit. Ich aber sage: Du sollst mein Tiefstes, mein Heiligstes, mein – Schicksal sein.»

Hans fühlte sich befremdet. Die Art des Freundes, der ihm so anders erschien, als er erwartet hatte, verursachte ihm deutliches Widerstreben. Sie schien ihm nicht auf Freiheit, sondern auf Not zu beruhen.

«Ich habe nur geduldet», wiederholte Wladimir.

Hans wurde es unbehaglich beim mehrmaligen Hören dieses Wortes. «Und ich gestritten!» rief er. «Wozu ist das Böse da? Um es zu bekämpfen. Nichtkämpfen ist schon Selbstvernichtung. Ich bin ein Selbst. Mein Selbst lebt nicht, wenn es nicht immerfort

erzeugt wird. Erzeugt aber kann es nur werden durch meinen eigenen Willen. – Es wäre unrichtig, mich darin durch irgendein Schicksal beirren zu lassen. Da wäre ich noch weniger als Zuschauer, nämlich Zurückschauer. Statt stille zu stehen, würde ich rückwärts gehen. Es gibt nur eines: Vorwärts! Das ist einzige Rettung.»

«Der Verzicht ist doch kein Vakuum», erwiderte Wladimir. «Er bleibt sich nicht gleich, er wandelt sich in seinem Wesen, er erscheint nur dem, der ihn fürchtet, inhaltlos. Die Menschen meinen immer, dasjenige, zu dem sie keine Lust haben, sei leer, und fliehen deshalb. Ich hielt aus und siehe: wo früher Leere war, sind nun Erlebnisse, wo Worte – Kräfte, wo nichts – neue Wege. Ich fand im Verzicht die Treue. In der den Geist. In diesem die Gottheit. Meine Mitmenschen erschienen mir wie hohle Kugeln. Ich vermochte ihre innere Bewegung, ihre Leuchtkraft, ihre Lebensfülle nur zu erleben, indem ich stets auf neue Art – verzichten lernte.»

Hans erwiderte nichts. Er sah ein, daß er

Wladimir niemals überzeugen würde, wenn er nur Gedanken vorbrachte. Eines wußte er: Daß er sich verloren hätte bei derartiger Haltung. Unwillkürlich ging sein Blick die letzten Jahre zurück. Ich müßte mich gewissenlos nennen, wenn ich nicht gekämpft hätte, dachte er. Das Unheil würde gewachsen sein.

Diese Erkenntnis genügte ihm, um sich selber wieder zu erfassen.

Da er jedoch wollte, daß Wladimir das Unrichtige und Schädliche seiner Passivität einsah, erzählte er die furchtbaren Erfahrungen, die er gemacht hatte.

Er wollte ihm beweisen, daß man kämpfen *muß*.

*

«Ich wurde», begann er, «in die einzige reiche Familie des Dorfes, die eines Fabrikanten, eingeführt und heiratete nach einiger Zeit die jüngste der drei Töchter, obwohl sich von Anfang an große Gegensätze zwischen den Lebensgewohnheiten der Familie und den meinen ergeben hatten. Aber ich liebte und wollte arbeiten.

Auch die Geliebte wußte, was sie tat, als sie mich nahm. Ich verbarg ihr nichts. Sie kämpfte lange, da sie den Ihren anhing. Zuletzt versprach sie, zu mir zu halten.

Der Vater meiner Frau hatte mich schon beim ersten Besuch in den Keller genommen, mir ein Glas in die Hand gegeben, um hierauf von Faß zu Faß zu wandern. Er meinte, ich käme gerne nach. Hier herum zu gehen und zu stehen, wo die toten Hasen hingen, wo die Sättel seiner Pferde auf der Pritsche saßen, wo es nach Äpfeln und Erdäpfeln seines Gutes roch, dabei den Wein der verschiedenen Jahrgänge durchzuproben, war ihm das liebste und sollte es auch seinen Freunden sein. Er war enttäuscht, als ich nicht folgte.

Es war das erste und letzte Mal, daß er mich dazu einlud. Er nahm mich später nie mehr in den Keller. Ich hatte ihn befremdet und blieb ihm fremd.

Aber ich konnte meine Grundsätze seiner Antipathie zuliebe nicht aufgeben. Ich mußte fest auf ihnen beharren, wenn ich der Absicht, auf die Menschen zu wirken, treu sein wollte.

Und das war mir zur Lebensbedingung geworden.

Die beiden andern Schwiegersöhne waren kalte Geschäftsleute, der erste Weinreisender, der zweite Tuchhändler.

Der erste mußte peinlich regelmäßig leben, nachdem er sich ein Leberleiden angetrunken. Da er auf seinen Weinreisen bei den Wirten, die seine hauptsächlichsten Kunden waren, jeweilen, um nicht zu beleidigen, Höflichkeitsschoppen leeren mußte, nahm er gern den Schwiegervater mit und ließ sein Dreierchen von diesem trinken.

Im Keller, beim Anstechen, das er, wie ich damals, mitmachen mußte, um nicht die Gunst zu verlieren, konnte er sein Glas gut nebenaus irgendwohin ins Dunkel gießen.

Der zweite war ebenfalls ein schwächlicher Mensch. Er wurde vom Schwiegervater nur der Nasenlumpenkrämer genannt. Vor mehreren Jahren nämlich hatte er Konkurs gemacht. Unmittelbar vor dem Zusammenbruch war er mit seinem Tuch von Haus zu Haus gefahren, um davon noch so viel wie möglich

abzusetzen und für sich auf verächtliche oder gar unerlaubte Art etwas herauszuschlagen.

Das konnte ihm der Schwiegervater nicht verzeihen. Er nahm ihn nie in den Keller mit.

Diese beiden Herren haßten mich. Sie suchten mich beständig herabzusetzen. Mein Beruf war für sie etwas Minderwertiges, weil man nicht Geld damit verdienen konnte. Die Art, wie ich ihn ausübte, erregte ihren Zorn.

Das Dorf war nämlich ein wüstes Nest.

Roheit, Diebstahl, Geschäftsbetrug, Kuppelei, Ehebruch und Abtreibung: Das war auf dem Lande nicht anders als in der Stadt, es wurde nur nicht so offenkundig, weil die Menschen weiter auseinander wohnten.

Da wurde zum Beispiel einer Spitzenklöpplerin die Arbeit entzogen. Warum? Weil sie dem Webermeister nicht zu willen war. Dort wurde plötzlich die Köchin entlassen. Aus was für einem Grunde? Die Tassen fielen ihr immer aus den Händen; sie hatte Jahr um Jahr in einer Kammer, deren einziges Fenster auf den Abtritt ging, geschlafen und war – nervös geworden. Schwangere Mädchen suchten Stel-

len in der Tabakfabrik. Weshalb? Bekanntlich kommen nur selten Kinder von Tabakarbeiterinnen zur Welt.

Die Schüler der obersten Klassen waren fast alle verdorben. Schon in der ersten Woche kamen mir Ausdrücke und Zeichnungen, von vierzehnjährigen Knaben auf grobes Packpapier geschmiert und in den Schulpausen den Mädchen eingehändigt, zu Gesicht. Es waren Dinge, die sonst nur an den Wänden von Verbrecherasylen stehen.

Nur mit Grauen erzähle ich davon.

Ich sah so Schreckliches, daß ich mich frage: Darf ich es weitersagen? Quält es nicht zu sehr? – Aber Qualen sind Kräfte, und vielleicht die einzigen, die Niedriges in Hohes verwandeln.

Für die Einwohner waren die Geschichten, die im Dorf geschahen, Stoff zur Unterhaltung. Man war froh, daß er nicht ausging. Ich aber wollte Änderung schaffen, und diese mußte in der Schule beginnen. Um auf die Kinder zu wirken, griff ich ein Ereignis, das sich begeben hatte, heraus, schrieb es als Erzählung nieder

und las sie den obersten Klassen vor. Hierauf ließ ich sie noch in der Zeitung erscheinen.

*

In der Fabrik des Schwiegervaters wurde ein Maschinenraum angebaut. Unter den Arbeitern befand sich ein Gipser, namens Ramsejer, der aus einem nahen Städtchen hergezogen war und sich in einem geringen Häuschen, bei einer alten Frau und ihrer Tochter, einquartiert hatte. Es gefiel ihm bei den Leuten gut. Denn Milch und Käse waren fett, die Eier frisch, und der Most besaß die rechte Mitte zwischen Süßigkeit und Säuerlichkeit. Vor allem aber konnte er hier plaudern und erzählen. Sonst pflegte er dies im Wirtshaus zu tun. Jetzt blieb er immer häufiger bei den Frauen sitzen und gab die Müsterchen vom Bauplatz zum besten. Die Tochter hörte begierig zu, die Mutter mit unentwegtem Gesicht. Er steigerte seine Kunst, um die Liebe der ersten zu gewinnen und das Mißtrauen der zweiten zu zerstreuen.

Eines Tages gestand ihm die Tochter, daß sie guter Hoffnung von ihm war. Er kehrte sich

wütend ab und griff nach dem Hute, zögerte aber zu gehen und fragte: ‚Wie alt ist eigentlich die Mutter?' ‚Fünfundsechzig', sagte die Tochter. Hierauf verließ er die Stube.

Draußen, unter dem Birnbaum, der das Häuschen beschattete, blieb er stehen, hob gedankenlos eine der langstieligen und sehr unscheinbaren Früchte auf, wollte sie schon wieder verächtlich fortschleudern, biß aber zuletzt doch hinein und war angenehm enttäuscht von ihrem Honiggeschmack. Er schaute den Baum empor, musterte das schmucke Häuschen, dachte an die Speckseiten und Butterkugeln, die es barg – aber der zornige Ärger kam zurück. Er stampfte, drehte sich weg und ging ins Wirtshaus.

Hier überredete er einige befreundete Maurer, mit des Wirtes Reitwagen in das nahe Städtchen zu fahren und dessen Einwohner wieder einmal zu erbosen. Das starkknochige, braune Roß mit der dicken, gelben Mähne und den groben Hufen, die von langen Haaren überhangen waren, wurde eingespannt. Es erregte allgemeines Gelächter durch das Her-

umwerfen des jähgebogenen, mächtigen Halses. Es stampfte, wieherte auf und schleuderte den Zuschauern den Hafer, der ihm am Maul hing, ins Gesicht. Ein Jagdhund fing bellend seine Kreise zu tollen an und erhöhte den Übermut. Man beschloß, ihn mitzunehmen. Er wurde zwischen Ramsejer und ein Fäßchen Bier, das man als Proviant heranrollte, gesetzt. Jetzt knallte die Peitsche. Jetzt fuhr man jodelnd ab. Alle Fenster und Türen des Wirtshauses öffneten sich, und der Kneipenlärm brodelte auf die Straße.

Aber kaum eine Viertelstunde hinter dem Dorfe geschah ein Unglück. Als man nämlich durch das Moor trabte, witterte der Hund Fährte, und während man riet, ob Hase oder Reh, sprang er auf das Bierfaß und von diesem über den Kopf Ramsejers hinaus auf den Weg, wobei er unter die Räder geriet. Flugs hatte sich einer zu Boden geschwungen und ihm das Maul geöffnet, woraus er blutete. Die Augen waren faustdick hervorgetreten. Der schreckliche Anblick hatte ein allgemeines Gefluche zur Folge, das sich erst legte, als der Hund

gerührt zu schnupfen und zu wedeln begann. Es war nicht so gefährlich. Nun zogen alle die Röcke aus, kehrten sie um und bereiteten dem Unglücklichen ein Lager. Das Pferd wurde hart am Zügel gehalten, und wenn das Fuhrwerk der lehmigen Geleise wegen allzu stark holperte, streichelte man das Fell des Dackerls, damit er nicht ungeduldig würde. Da er sich schnell erholte, stach man das Fäßchen an und hatte es vor Eintritt in das Städtchen fast bewältigt.

In den Gassen desselben erregten die fünf hemdärmeligen, im Schneckentrab fahrenden und fleißig pokulierenden Mannen großes Aufsehen. Wirte, Friseure und Krämer traten vor die Türen. Ramsejer beugte sich vom Sitz und schrie: ‚Bekommt ihr hier auch Lohn?‘ ‚Nicht viel‘, kam es verlegen zurück. ‚Das glaub ich‘, donnerte er, ‚wenn ihr nicht schafft, sondern gafft.‘

Der Pfarrer blickte mißbilligend durch die Scheiben seines grünbebälkten Häuschens. Denn sein sanfter Bernhardiner war durch ein verabredetes, kurz und kräftig hervorgestoße-

nes Gebrülle der Fünf in einen schrecklichen Wutanfall geraten. Der gleiche Brüll hatte ein Roß in der Schmiede, woselbst es beschlagen werden sollte, wild und unbändig gemacht. Ferner ein paar Mädchen, die enggedrückt auf einem Bänklein saßen, in die Höh gejuckt.

Als man beim Gasthaus zur Eintracht vorüberfuhr, schaute der neunzigjährige Wirt zum Fenster hinaus. Es gab ein vielstimmiges Erkennungsgelächter. ‚Lebst du auch noch?‘ fragte es. Ein uraltes Sündenliedchen kam zur Antwort.

Mit sperrigen Beinen sprang man zur Erde. Der Wirt bot jedem die Hand. Ramsejer drückte ihm aus Unachtsamkeit die glühende Zigarre zwischen die Finger. Er erntete dafür einen Faustschlag mitten ins Gesicht, so daß ihm das Blut aus der Nase floß, und wurde auf die Hinterflur geführt, wo der Brunnen lag. Nach einer Weile trat er wieder zu den andern. Sein Gesicht hatte sich durch Blutverlust zu einiger Fahlheit entfärbt. Rotwein wurde als das beste Mittel dagegen geraten. Hierbei lüpfte Ramsejer die Ellbogen etwas zu häufig.

Als der Gesang in den Hälsen heiser wurde und nicht mehr recht zum Kropfe hinaus wollte, griff man zu des Wirtes eigengebrannten, scharfschneidenden Schnäpsen und machte sich den Kehlkopf wieder frei, bis Ramsejer plötzlich die Besinnung verlor und in den Wagen verpackt werden mußte, worauf das Erlebnis aus dem Städtchen abzog. Mit großem Hallo. Dabei zerbrach einem die Branntweinflasche, die er im Kittel trug, so daß man das Geschrei auch roch und noch nach einer halben Stunde der Apotheker, der über die Gasse ging, fragte: ‚Wer hat hier wohl Schnaps verschüttet?'

Zu Hause wurde Ramsejer abgeladen und ins Bett gebracht. Die Nacht erfüllte er mit stöhnenden Träumen. Am Morgen wollte er nicht aufstehen, weil seine Nase geschwollen war und schmerzte.

Der Tochter, die ihn pflegte, versprach er jetzt die Ehe. Aber schon nach einer Woche, als er sich völlig erholt hatte, zog er das Versprechen zurück.

Sie weinte und bat. Er floh ins Wirtshaus

und betrank sich von neuem. Am nächsten Tage, krank vom Rausche, wollte er wieder heiraten.

Dies wiederholte sich noch oft.

Er schwankte beständig zwischen Hochmut und Schwäche.

Endlich, als er die Vermögensverhältnisse erfuhr, ging er auf das Standesamt.

Die Mutter ertrug seine Nähe nicht. Sie litt unter den Dünsten, die er aus dem Wirtshaus brachte. Ihr karger Altersschlaf verließ sie, seitdem sie den Gipser in der Nebenstube schlafen wußte.

Nachträglich warnte sie die Tochter vor ihm, wurde aber von dieser als greise Frau, deren Rat für Lebende nicht mehr gilt, kaum zu Ende gehört. Sie war schon zu nahe dem Tod, um sich darüber zu erzürnen, und zog sich ohne Widerrede in ihr Inneres zurück. Die Tochter nahm ihr immer häufiger den Besen aus der Hand und sagte zu der Vor-sich-Hinstarrenden: ‚Vergiß dich nicht.‘

Öffnete die alte Frau die Augen für die Außenwelt, so fielen sie auf das Zusammensein

zweier Menschen, das zwischen Leidenschaft und Verachtung schwankte. Da sie solch jähe Gefühle fürchtete, schloß sie die Lider schnell. Sie fielen ihr immer auf längere Zeiten zu, wenn sie in ihrem Winkel saß. Das Sehen zog sich nach innen, um zum Traume und Gebet zu werden. Sie brauchte nur die wurzelgelben Hände auf das schwarze Gesangbuch zu legen, um sofort ganz entrückt zu sein.

Eines Tages vermochte sie nicht aufzustehen. Sie dachte an den Gipser und die Tochter und wurde von einer großen Furcht befallen. Da öffnete sie ihr Inneres mehr als je der andern Welt und starb.

Bald darauf brach der Winter so heftig ins Land, daß der Bau der Fabrik unterbrochen werden mußte. Die Maurer zogen aus dem Dorfe. Um Ramsejer vom Trinken abzuhalten und durch Tätigkeit ans Haus zu fesseln, beschloß die Tochter den Ankauf einer zweiten Kuh.

Die Sphäre der Gefühle, die mit ihm in die Wohnung gekommen war und der Mutter den Tod lieb gemacht hatte, erhöhte den Arbeits-

eifer der Tochter. Ramsejer wurde von ihrem Fleiß angesteckt und begann den Bau eines neuen Stalles. Er suchte das Wirtshaus, das seit dem Wegzug seiner Freunde ziemlich leer stand, nicht mehr auf.

Aber er hatte sich nicht verändert.

Der Rückfall trat ein, als er im Auftrage der Dorfgemeinde bei mildem Tauwetter einen Wegweiser weiß und blau anstrich. Er begann damit, hoch oben auf einem Leiterchen sitzend, von der schmeichelnden Luft umweht, stieg allmählich hinunter, malte dann stehend, hierauf gebückt und zuletzt liegend. Und als er fertig war, hatte er sich zugleich so vollgetrunken, daß er nicht mehr aufzustehen vermochte.

Seine Frau behielt die Herrschaft in der Hand. Anfangs stritt sie mit ihm, weil er seinen Verdienst immer vertrank. Da es nichts nützte, begann sie schweigsam zu werden. Doch rückte sie mit dem Ertrage der Wirtschaft nicht mehr heraus. Den nächsten Sommer blieb er noch zu Hause und arbeitete an der Fabrik, deren Bau weitergeführt wurde.

Die folgenden jedoch zog er nach Maurersitte auf regere Plätze, wo es mehr zu verdienen gab. Er pflegte erst gegen den Winter zurückzukehren, mit einigen Röllchen Geld versehen, die er die langen Abende hindurch in den überfüllten Kneipen des Heimatstädtchens vertrank. Wenn ihm bei Frühlingsbeginn die Münze ausging, war er sehr armselig in seinem Stolze, der ihm nicht gestattete, etwas von der Frau zu erbitten.

In den ersten Wintern half er im Stalle. Er ließ es aber, weil er morgens zur Fütterungszeit nicht mehr aufstehen mochte und auch nicht die Erfahrung und Gewissenhaftigkeit eines Melkers besaß. Er melkte entweder zu strenge oder zu nachlässig und ließ die Kühe brüllen. Sie liebten ihn nicht. Deshalb besorgte seine Frau die Arbeit lieber ganz allein.

Ihr Tagewerk wurde noch schwerer durch das Kind, das sie gebar. Der Knabe war nicht gut geraten. Er besaß einen allzuschweren Kopf, und die Zunge, die etwas angewachsen war, stieß die Worte unbeholfen und unverständlich heraus. Aber er zeigte sich anhäng-

lich und sanft, trotz seines groben und faltigen Gesichtes.

Es kam nun die Zeit, wo ein Nasenübel Ramsejer immer mehr zu schaffen machte. Etwas kitzelte und stach ihn immerfort irgendwo im Gaumen oder in der Stirn. Er wußte selbst nicht wo. Schneuzen und Husten vertrieb es nicht, und mit Kratzen war ihm nicht beizukommen. Oft schien es ihm den ganzen Körper zu durchdringen, so daß seine Glieder willenlos zu zittern begannen, was gefährlich war, wenn er gerade auf einem hohen Baugerüste stand. Als einziges Mittel half ein Schluck Gebranntes.

Er trank immer mehr aus Not und nicht aus Genußsucht, was der Umstand bewies, daß er nur Schnaps nahm, von Wein und Bier jedoch, was ihm noch besser schmeckte, abließ; es half eben nichts.

Im Winter, wenn er zu Hause war, pflegte sich das Übel zu verlieren, aber nur, um jeden Sommer stärker zurückzukehren. Dann kam er furchtbar herunter, denn er betrank sich fast bei jedem Tagewerk.

Eines Tages, als er in einer benachbarten Dorfschaft arbeitete, stürzte er von einem Balken, brach den Arm und mußte in die Heimat transportiert werden. Hier lag er, eine Woche furchtbar leidend unter dem rasenden Kratzen. Niemand verschaffte dem Flehenden Schnaps. Niemand hatte Mitleid mit seinen Schmerzen. Sprach er davon, so lachte man verächtlich.

Nach einigen Tagen stand er auf. Er wäre gern noch länger gelegen, denn seine Glieder begehrten nach Stützung und Ruhe. Aber der Brand im Halse machte die körperliche Hinfälligkeit zum erträglicheren Übel.

Und wirklich, mit der Schnapsflasche in der Busentasche schien er von neuem aufzuleben.

Lange nachdem der Bruch geheilt war, trug er den Arm noch in der Schlinge. Denn er hatte eine Ausrede nötig, warum er nicht arbeitete. Lieber, als im Wirtshaus zu sitzen, spazierte er jetzt dem silberschattigen Ufer des Baches entlang und schaute der Jugend zu, die mit aufgekrempelten Hosen die Kiesel nach Groppen lüpfte. Hier verging ihm die Zeit

am schnellsten. Er machte sich bald beliebt, indem er den Knaben die selbstgeschnitzten Tabakspfeifen anrauchte und dabei von allerlei Abenteuern seines Lebens berichtete. Auch konnte er mit der Bauchstimme reden, erst brüllen wie ein Ochse und hierauf Kikeriki krähen. Das tat er aber selten, weil es kitzeln machte und einen doppelt starken Schluck Branntwein erforderte, der überdies nicht mit dem vollen Genusse geschlürft werden konnte. Besonderes Interesse erweckte immer der ehemals gebrochene Arm, den er den Staunenden zeigte und der mit seinen zackigen Adern und den tiefen Knochengruben unerschöpfliches Schaudern erregte. Denn damit hatte er, so sagte er, bei einer Rauferei drei italienische Maurer abgestochen und den vierten unter den Eisenbahnzug gelegt. Er war glücklich, daß er hier reden durfte und daß man ihm glaubte. Alle bewunderten ihn, besonders die schüchternen Kinder, die er aber sehr spöttisch behandelte, während er gegen die frechen gönnerhaft war. Die zarten hielten sich aus Scheu immer etwas abseits, sehr begierig nach seinen

besten verstände. Ob man ihm nicht heimlicherweise Proben verschaffen könnte. Tags darauf erschien der eine Knabe mit dem kristallklaren Kirsch, der zweite mit dem trüben, aber süffigen Kartoffelwasser, der dritte mit dem bittern Enzian, der vierte mit dem übersüßen, dicken Nußlikör, der fünfte mit dem schlummerbringenden Wacholder, und so weiter.

Ramsejer schwelgte.

Mit der Freude des Empfängers stieg die Begeisterung der Spender. Jeder sann darüber nach, wie er ihm helfen könnte. Man gab seine geringen Ersparnisse her. Man plante mancherlei, einzeln und im Verein. Ihrer drei entdeckten in einem Mühlschuppen altes Eisen, brachten es dem Schmied und erhielten etwas Geld dafür, das sie sofort in Schnaps umsetzten, worauf sie spornstreichs zu Ramsejer liefen und ihm die Flasche einhändigten, noch rot und keuchend von der Aufregung des Stehlens. Das war der Beginn zahlreicher Diebereien, wozu der Wochenmarkt des nahen Städtchens gute Gelegenheit bot. Der Wetteifer setzte ein. Fast um jeden Krämerstand, um den

Zigarrenladen, das Maronenhäuschen, die Scherenschleiferbudike trieb sich einer von ihnen, scheinbar harmlos, aber mit bereiten Händen herum.

Alles das ging sehr geheim vor sich. Man redete darüber nur in einer merkwürdigen Sprache, die wie von selbst entstand. Abends nahm Ramsejer diejenigen Knaben, die sich um ihn verdient gemacht hatten, mit in den Stall. Hier besprach man den vergangenen Tag mit halblauter Stimme. Es war immer eine trauliche Stunde. Die Pfeifen dufteten bei den Kühen am besten.

Jakob, sein Kind, durfte an diesen Versammlungen nicht teilnehmen. Ramsejer fürchtete, daß es alles der Mutter verraten könnte. Der stille Knabe, der damals zwölf Jahre zählte, aber immer noch in der untersten Klasse saß, seiner kärglichen Gaben wegen, von Tag zu Tag verschupfter, litt unter dem Verbot. Er versteckte sich in der Futtertenne, von welcher aus den Kühen das Gras in die Krippe geworfen wurde und wo man alles, was im Stalle vorging, vernehmen konnte. So hörte er die

Heldenstücklein. Er dachte an nichts mehr als ebenfalls eines zu verüben.

Eines Abends, gegen den Herbst hin, als Ramsejer eben mit seinen jungen Freunden vom Bachufer weggehen wollte, kam Jakob mit einer großen Ziege daher, die er von einer Wiese weggeführt hatte. Unter den Kindern brach der Jubel los, legte sich aber sogleich, als der Gipser zu fluchen begann und das Kind mit den Fäusten schlug. Er ließ davon ab, als Jakob in Ausrufen beteuerte, daß ihm kein Mensch begegnet wäre, da er das Tier auf heimlichen Waldpfaden hergeleitet hätte.

Ramsejer nahm den Knaben das Versprechen des Stillschweigens ab. Dann hieß er sie mitkommen und ging mit der Ziege der Truppe voran. Er führte sie zum Beinhaus, durch dessen niedere Tür man in den weißgetünchten Raum kroch. Das Tier wurde am Gitter der kleinen Fensterluke angebunden.

Der Gipser hatte im Städtchen einen Metzger zum Freund, von dem er manch verschwiegenes Stücklein wußte und der ihm deshalb zu Diensten war. Diesem wollte er

die Ziege bringen. Es galt, die Dämmerung abzuwarten.

Solange es noch hell war, spaßte man. Jeder machte sich's bequem, was nicht gerade leicht war, da die Knochen gern rutschten. Als aber das Abendrot durch die Öffnung leuchtete und schon nach einigen Augenblicken erlosch, so daß die Wände schattig wurden, da gab man sich aus Furcht die Hände und rückte sich näher. Jedes ahnte, daß die Gesichter, die im Grau verschwammen, nicht mehr fröhlich dreinschauten. Man rief halblaut einen Namen und wurde durch die Antwort doch nicht ruhig.

Ramsejer saß an der hinteren Wand, zu oberst auf dem Knochenberg, die Farben und Formen des Todes selber im Gesicht, durch das leiseste Rascheln willenlos dem Schlottern verfallen. Zuweilen hob er den Ellbogen und neigte den Kopf, zu trinken, dann flatterte der Schatten seines Oberkörpers gegen die Wand.

Jetzt aber schien ihm ein geisterhaftes Atmen durch den Raum zu gehen. Die Wände dunkelten und hellten sich wieder auf. Es

war ihm, als ob der wallende Rauch ein Gewirr von Tieren wäre.

Der Schreck erstarrte ihn. Er konnte sich nicht regen und begann zu stöhnen.

Die Knaben, entsetzt von den seltsamen Lauten auf der Höhe, tasteten, erst langsam, dann überstürzt der Türe zu. Der Beinhaufen begann sich zu bewegen. Jemand stieß mit dem Kopf an eine Mauerecke und schrie, daß die Wände ergellten.

Jakob floh zum Vater, um Schutz zu suchen. Aber dieser, in seinem Grauen, stieß ihn fort, so daß er fiel, die Knochenböschung hinab, und unter die Füße der Knaben geriet, die sich wild und besinnungslos um den Ausgang drängten und draußen nach allen Himmelsrichtungen verstoben.

Auch Ramsejer stürzte ins Freie.

Nach hundert Schritten kehrte er zurück und fand das Kind. Es war tot. Er hob es auf und trug es heim. Er brauchte lange Zeit, bis er das Häuschen erreichte. Seine Knie zitterten und zwangen ihn zu rasten.

Die Frau schrie auf, als er mit seiner Last

heranschwankte. Er kehrte zum Beinhaus zurück. Die Ziege kam ihm nämlich in den Sinn. Dort war es aber inzwischen lebendig geworden. Er sah die Schatten von Menschen um den Eingang huschen.

‚Die suchen mich', dachte er und trat in den Wald zurück.

Tagelang irrte er umher, bis ihn die Polizei einbrachte. Er erhielt einige Monate Korrektionshaus. Als er sie verbüßt hatte, kehrte er in das Dorf zurück. Aber seine Frau verweigerte ihm den Eintritt in die Wohnung. Sie hatte die Scheidung eingeleitet. Er war einverstanden, sobald sie es übernahm, die Schulden, die auf dem Gütchen lasteten, abzuzahlen.

Sie verdoppelte ihre Kräfte, indem sie nach auswärts Arbeit suchte, und führte derart ihr einsames und hartes Leben unerschüttert weiter.

Ramsejer aber sank von Stufe zu Stufe. Mit dem Gipserhandwerk gelang es ihm nicht mehr. Die Bauführer wollten ihn nur als Handlanger brauchen. Dazu war er zu stolz.

Er suchte ein Unterkommen als Knecht. Aber sein Benehmen war ganz zerfahren. Statt Mist zu laden oder die Sense zu dengeln, starrte er mit gerunzelter Stirn in die Ferne. Im Stalle fluchte er stets lästerlich über die Kühe, im Feld über den Pflug, beim Melken über die Kaninchen der Kinder, die um seine Beine herumliefen. Das ging, bis man ihm kündigte. Hierauf wurde er Metzger bei einem Hallenschlächter. Auch hier hielt er nur einige Wochen aus. Dann fing er einen eigenhändigen Handel mit Kuhfellen an. Von Hof zu Hof ziehend, brachte er von nun an das Leben auf der Landstraße zu, meist in sehr erbärmlichen Verhältnissen, kam dabei mit Kesselflickern, Korbflechtern und Stromern aller Art in Berührung und verübte manches Stücklein, das verborgen blieb, manches aber auch, das er im Amtsgefängnis büßen mußte.

Die Intervalle der Freiheit wurden immer kleiner.»

*

«Die Geschichte erregte Zorn und Unwillen», sagte Hans, nachdem er sie zu Ende

gelesen. «Und sie ist furchtbar. Aber furchtbarer ist doch, daß sie geschehen ist. Ich habe nichts dazu getan, was nicht in dem Geiste, der in dem Dorfe herrschte, gelebt hätte.

Ich wurde als Kinderverderber verschrien. Nun, die Kinder waren längst verdorben, als ich ihr Lehrer wurde. Mir war ganz klar: ich vermochte die Laster, die sie hatten, nur zu bekämpfen, indem ich den Abscheu aufstachelte. Das war mir gelungen.

Nachdem ich den Kindern die Geschichte erzählt hatte, rechnete ich ihnen vor, daß jährlich im Dorf zehntausend Mark vertrunken wurden. Ich ließ sie vorschlagen, zu was dieses Geld gebraucht werden könnte. Der Wille, etwas an der Verbesserung der Welt mitzuhelfen, wurde dadurch wach in ihnen. Ihre Triebe sahen plötzlich ein neues Ziel. Ich spürte, wie mein Wesen in den kindlichen Gemütern wirksam wurde.

Sie fingen an, daheim zu agitieren. Und es war mir recht.

Dies vertiefte aber die Kluft noch zwischen mir und den Verwandten meiner Frau. Der

Schwiegervater fühlte sich persönlich angegriffen und stellte sich in offenen Gegensatz zu mir. Er betonte die fröhliche Tradition des Trinkens mehr als je, füllte seine Keller neu, nahm die doppelte Zahl von Flaschen auf die Jagd und machte sich lustig über mich, das Glas in der Hand, wo er nur hinkam.

Die Tanten standen auf und begannen die Familienfehler zu betonen. Da war ein Onkel dreimal geschieden. Dort eine Base, die ihren Gatten zum Selbstmord getrieben. Hier ein Töchterchen, das eine Ruine geheiratet hatte, um zu erben. Voreheliche Kinder zeigten sich plötzlich in Massen. Ein heimliches Unterminieren hatte begonnen. Trotzdem machten wir einander wie früher Besuche, tranken den schwarzen Kaffee zusammen und boten uns Havannazigarren an.

Am Neujahrsmorgen, beim Erwachen, sagte meine Frau, daß sie von ihrem Vater geträumt hätte. Er sei auf sie zugeschwankt, mit tastenden Armen, das zerfallene Gesicht ihr zugekehrt, unverständliche Laute ausstoßend. Just, als er sie fassen wollte, sei er zu Boden ge-

sunken, leblos und schwer. Sie habe noch seinen Seufzer wie einen atemraubenden Schmerz gespürt.

Als wir hinunter in die Eßstube traten, stand er leibhaftig da und lud uns zum Hasenpfeffer ein. Er hatte sich am gestrigen, letzten Jagdtag des Jahres erkältet und konnte vor Heiserkeit kaum sprechen.

Wir baten ihn, sogleich zum Arzte zu gehen. Er wollte nichts von ihm wissen, wenigstens nichts von dem des Dorfes; der war nämlich mein Freund und unterstützte mich in meinen Zielen.

Ich hätte die Einladung gerne abgelehnt, ich durfte es jedoch meiner Frau zuliebe nicht.

Als wir am Abend, mit den Teilnehmern der Jagd, um den Tisch herumsaßen, merkte ich, wie nichtig ich für diese Menschen war. Der ‚Hasenschuß' wurde aufgetischt. Damit verhielt es sich folgendermaßen. Ich hatte vor acht Tagen eine Jagd mitgemacht, die erste und letzte meines Lebens, und dabei einen Hasen von hinten angeschossen. Er war, wie man sagt, mit lahmem Hinterwagen davon-

gelaufen, stundenlang verfolgt und schließlich von einem Treiber erwischt und um einen Baumstamm herumgeschlagen worden, ‚damit er nicht mehr leide‘.

Dieser Pfeffer wurde mir nun vorgesetzt. Ich sollte ihn verspeisen.

‚Der grobe Weidmannsfehler, daß ich mein Ziel von hinten faßte, verlangt Sühne. Ich strafe mich selbst, indem ich auf den Schmaus verzichte‘, sagte ich. Man mußte die Ausrede gelten lassen.

Hierauf wurden die Jagdgeschichten des Jahres zum besten gegeben und tüchtig begossen.

Ich konnte nicht fröhlich werden. Zwischen ihrem Lachen und meinem war ein Abgrund.

Als wir gingen, weinte meine Frau und verwies es mir, daß ich so hochmütig geschwiegen hätte. ‚Ich leid’ es nicht, daß du meinen Vater verachtest‘, sagte sie.

‚Ich spiegle wider, was er selbst tut‘, versetzte ich.

Mitten in der Nacht rief sie mich an, von einer unbezwinglichen Angst befallen. Ich

versuchte, sie zu beruhigen. Da läutete es draußen. Sie schrie auf. Sie wußte schon, daß etwas Schreckliches geschehen war.

Ich lief ans Fenster. Eine Magd stand draußen: Sie sollte uns zum Vater rufen.

Unterwegs erzählte sie, wie dieser in der Nacht vom Lager gesprungen wäre, das Hemd von seiner Brust gerissen und sich an den Hals gegriffen hätte, um dann durchs Haus zu stürzen.

Als wir hinunterkamen, stand der Arzt schon am Bette. Das Gesicht des Kranken war blau, die Stirne naß vor Schweiß, der Atem ging pfeifend aus dem Munde. Er suchte aufzuspringen, kämpfte mit vielen Armen, klammerte sich an, keuchte und sank zurück. Der Arzt erfaßte den ersten ruhigen Augenblick und machte beim Licht der Lampe den Luftröhrenschnitt. Sofort trat Erleichterung ein. Die Züge des Gesichtes wurden still. Der Arzt führte zwei Kanülen in die Öffnung ein, sog mit einer dritten den Schleim aus dem Hals und machte hierauf noch einige Serumeinspritzungen. Dann schickte er nach einer

Krankenschwester. Seine Stimme war gelassen und ruhig und machte uns allen wieder Hoffnung.

Nach einer halben Stunde, während der ich mich beinahe verachtete, weil ich so unnütz herumstehen mußte, kam die Pflegerin. Der Arzt konnte gehen. Die augenblickliche Gefahr war vorüber. Ich begleitete ihn noch einige Schritte.

‚Wird er davonkommen?' fragte ich.

‚Wenn keine Lungenentzündung dazu kommt', erwiderte er, ‚die fürchte ich am meisten. Auch eine Blutvergiftung könnte eintreten. Ich hatte keine Zeit, eine Desinfektion vorzunehmen. Eine solche wäre übrigens wertlos gewesen, da die Wunde sowieso immer wieder von innen verunreinigt wird. Der Niere trau' ich ebenfalls nicht. Alles ist schlimmer, weil er trank.'

‚Diphtheritis in diesem Alter', fuhr er fort, ‚kommt selten vor. Ich habe den Fall nur einige Male erlebt und immer bei Menschen mit heftigen Affekten. Vielleicht ist die Krankheit die verdichtete Folge derselben.'

Wir trennten uns. Er wollte die Membrane noch diese Nacht an das bakteriologische Institut schicken.

Während des folgenden Tages trat mehrmalige Herzschwäche ein. Sie hob sich zwar immer wieder, aber jedesmal kraftloser. Der Arzt hatte die Hoffnung aufgegeben. Denn die Lungenentzündung, die er vorausgesehen, trat ein und überdies doppelseitig. Eiweiß wies auf erkrankte Nieren hin. Die Diphtheritis selbst wanderte den Hals hinunter, wo man ihr nicht beikommen, sie nicht einmal kontrollieren konnte.

Die Töchtermänner, telegraphisch hergerufen, erschienen auf dem Schlitten, in Sportskleidern, innerlich kalt wie der Schnee, den sie auf dem Pelze trugen. Ich wandte mich, kaum, daß ich sie begrüßt hatte, weg. Ich hatte schon jetzt das Gefühl, daß die beiden Männer schlimme Hintergedanken hegten, daß sie jedenfalls zu zweien sich anders betragen würden als in meiner Gegenwart. Ich konnte ihre heuchlerischen Kummermienen nicht ansehen.

Der Kranke lag bewußtlos da.

Die beiden verließen das Sterbezimmer nach wenigen Minuten. Sie fürchteten die Ansteckung.

Meine Frau schlief zu dieser Stunde, erschöpft von der durchwachten Nacht. Sie hatte sich mit der Krankenschwester ganz allein in die Pflege geteilt.

Als der Todeskampf begann, erschien sie wieder.

Alle Verwandten traten nun in die Stube und stellten sich um das Bett herum.

Das stundenlange Sterben zwang jeden, in sich selbst zu schauen und ja oder nein zu den Gedanken und Gefühlen, die aufstiegen, zu sagen. Man bestärkte sich in ihnen oder richtete sie. Man schärfte das Gewissen oder zerstörte es. Man wurde besser oder böser.

Ich senkte den Kopf und nahm alle meine Ziele durch, um sie am Tode für das Leben zu prüfen.

Als ich aufschaute, sah ich, daß sich die Schwiegersöhne verstohlene Blicke zuschickten. Ich merkte noch deutlicher als bei ihrer

Ankunft, daß sie in einem heimlichen Einverständnis lebten.

Jetzt verstummte das Röcheln. Der Sterbende erwachte, richtete sich auf und schaute ringsherum. Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Schulter, als wären ihm die Menschen, die ihn mit scheuen Blicken betrachteten, unleidlich. Er lachte, wollte etwas sagen, hob den Arm und sank zurück. Er war tot.

Das stolze, schöne Lächeln blieb auf seinem Antlitz wie das Innerste seines Lebens. Ich mußte es immer wieder beschauen. Ich spürte, wie es meine Liebe weckte. Aber ich bereute die frühere Gegnerschaft nicht.

Man trug mir auf, zum Pfarrer, Schreiner und Lithographen zu gehen. Die Gänge führten mich weit herum. Ich war über eine Stunde unterwegs.

Als ich zurückkam und das Gartentor öffnete, trat gerade der eine Schwiegersohn aus dem Hause. Er wollte schnell an mir vorbeieilen. Ich hielt ihn an und fragte, wohin er gehe. Vielleicht konnte ich ihm den Gang ersparen.

,Den Coiffeur holen', versetzte er, ,damit er die Leiche rasiere.'

Der Lauf hatte mich erfrischt. Um so deutlicher nahm ich die unechten Gefühle in der Stube wahr, worin die Trauernden versammelt waren. Vor jedem Kopf hing eine Larve. Nur für mich, nicht für sie. Unter ihnen herrschte eine Übereinstimmung, an der ich nicht teilhaben sollte. Ich spürte es, als ich zur Türe hineintrat. Man verschwieg mir etwas. Man hatte sich während meiner Abwesenheit beraten und gegen mich verbündet. Erst später erfuhr ich, daß der Tuchhändler, der mir vor dem Haus begegnet war, sich nicht zum Friseur, sondern in das Büro der Fabrik begeben hatte, um daselbst Wertpapiere zu verbergen, bevor die Behörden die Siegel darauf gelegt hätten.

Der andere Schwiegersohn, der Weinhändler, saß am Tische und schrieb Adressen auf. Er benutzte den Todesfall, um Reklame für sein Geschäft zu machen. Er gedachte an alle Wirte, die Wein von ihm bezogen, Leidzirkulare zu schicken. Der windigste Pintenpächter hinter

dem Walde sollte eines erhalten, damit er nicht beleidigt wäre.

Am Begräbnistage schneite es. Dragoner ritten links und rechts des Totenwagens. Hinterher marschierte die Schwadron, deren Hauptmann der Schwiegervater gewesen. Die Straße war schon weiß. Es fielen immer breitere Flocken. Hundert von ihnen genügten, den Rücken des Pferdes zu bedecken.

Wir kamen auf den Friedhof. Die Dragoner stiegen vom Roß, hoben den Sarg herab und trugen ihn zur Grube. Der Pfarrer bestieg den kleinen Hügel der aufgeworfenen Erde und sagte einige Worte, die im Sturm verwehten.

Dann spielte die Musik. Und jetzt, da die Töne erklangen, trat mir zum ersten Male das Wesen des Toten in der ganzen Fülle entgegen. Ich sah alles, was er geliebt hatte und nun lassen mußte: die Wälder, bewohnt vom Wilde, die Kantine, erfüllt vom fröhlichen Lärme der Soldaten, die Straßen, auf denen er mit seinem leichten Reitwagen dahingesaust. Jetzt nahm er Abschied, und erst im Abschiednehmen lernte ich sein eigentliches Wesen kennen, im

Schweigen und Entbehren und Verschweben. Mir war es, als streute er selbst den Schnee auf die Erde herunter.

Am Abend dieses Tages wurde im Wirtshaus nebenan getanzt. Man hörte lachen, singen und dudeln.

Mein Gemüt war leer und öde. Es spiegelte die fröhlichen Gefühle, welche das Schleifen und Walzen in Bewegung setzten, wider, ohne selbst davon erfaßt zu werden. Ich schaute innerlich allerlei Figuren sich durcheinander schlingen. Da einen Rüssel, dort eine Blume. Und immer wieder in nichts zerstieben.

Der Wirbel der Lust im Tanzsaal fegte mein Inneres leer. Die Apathie im Haus der Trauer erdrückte mein Selbst.

Beides raubte mir den Zusammenhang mit dem Toten.

Ich suchte nach etwas, das über das Vergängliche hinausreichte.

Und da erkannte ich, daß ich mich nur dann im Ewigen finden konnte, wenn ich das Vergängliche und Unvergängliche durch eigenes Urteil schied.

Ich sah von neuem die Pflicht, das Dasein zu *werten*.

Daran hielt ich mich in den schweren Zeiten, die folgten.

Am Tage darauf zeigte sich im Halse meiner Frau ein abgegrenzter, grauweißer Fleck. Sie war angesteckt worden. Sofort wurde eine Serumeinspritzung vorgenommen.

Ich wachte die Nacht hindurch an ihrem Bette.

Sie fieberte und bat mich, daß ich die Fensterläden hochziehe. Es war eine helle Sternennacht.

Die Kranke, die hinausschaute, sah in den Linien des Horizontes die Gebärden ihres Vaters, in den Bäumen vernahm sie seinen Atem, und in den Sternen begegnete sie seinen Blicken. Ihre Seele wollte in dies Land hinein.

Am nächsten Tag kam unser dreijähriger Knabe von den Großeltern zurück, bei denen er der Ansteckungsgefahr wegen geweilt hatte. Er war inzwischen gegen Diphtheritis geimpft worden. Seine Gegenwart zog die Mutter

wieder ins Leben zurück. Die Krankheit verlief leicht und rasch.

Von Tag zu Tag wurde mir gewisser, daß die Töchtermänner die Geheimbücher des Geschäftes fortgeschafft hatten, um die Behörden über die Vermögensverhältnisse hinwegzutäuschen und mich in meinem Erbteil zu verkürzen. Durch meine Frau wußte ich Bescheid über die Jahreseinkünfte. Diese aber stimmten nicht mit denen, die mir von den Schwagern mitgeteilt wurden. Ich warf ihnen vor, daß sie verschleierte Bilanzen aufgestellt hätten. Als sie leugneten, drohte ich mit dem Gericht.

Meine Frau, von ihren Schwestern aufgestachelt, fiel plötzlich von mir ab. Die Ehre der Familie galt ihr mehr als die Liebe des Mannes. Sie ließe sich scheiden, sagte sie, wenn ich mit der Klage ernst machte.

Und ich machte Ernst. Meiner Ansicht nach ist eine Ehe unmöglich, wenn die Frau nicht im Manne das Wahre lieben will. Jede Gattin hat diese Probe zu bestehen. Meine bestand sie nicht. Wir trennten uns.

Der Knabe wurde ihr zugesprochen, vorläufig. In vier Jahren wird er selbst entscheiden müssen, ob er bei ihr oder bei mir bleiben will.

Die Beweise genügten nicht. Meine Klage wurde abgewiesen. Mir sagte der Prozeß, daß ich ein besserer Richter war als die vom Staate geprüften und angestellten. In der Folge trat ich denn als solcher auf. – Ein Leben herrschte ringsum, gegen das ich nicht duldsam bleiben konnte, wenn ich Ja zu meinem Besten sagen wollte. Das Beste soll Macht haben, in mir und in der Welt. Aber die Menschen, die mich umgaben, waren von der Gier nach Geld bestimmt. Man log und stahl, man verwüstete sich und die andern, man wurde zum Seelentöter und Geistesselbstmörder des Goldes wegen; die edleren Menschen verfielen der Schwermut und Verzweiflung, weil sie kein Entrinnen sahen. Manchmal schien mir, als wäre jede Seele eine andere Furie, vom Trieb nach Reichtum gemodelt. Das Geld machte scheue Augen, widerliche Hände, geduckte Rücken, schlechten Magen, üblen

Atem und grünlichen Teint. Masken höllischer Alltäglichkeit. Es drängte von allen lauteren Lebensquellen ab. Mit solchem Gift verglichen schienen mir Konkurs, Gefängnis und Schande viel erträglichere Strafen.

Ich leuchtete deshalb überall unbarmherzig in das Dunkel hinein, deckte unsaubere Geschäfte auf, zeigte Mißhandlungen an, entpuppte Wüstlinge und so weiter. Das ging, bis schließlich die Lehramtsentziehung kam.

Ich mußte das Dorf verlassen.»

*

Während der Erzählung begann Wladimir einen Druck auf der Brust zu spüren. Die Pulsadern fingen schmerzhaft zu pochen an. Bangigkeit und Schwermut stiegen in ihm auf. Er fühlte sich von des Freundes Worten angegriffen. Aber er beschloß zu schweigen.

Kaum daß Hans zu Ende geredet hatte, rief er: «Sie sind Deutscher, ich Russe . . .»

«Sollen damit unsere Gegensätze betont werden?»

«Ich wollte weiter fragen: Welcher Nationalität ist denn die Leiterin?»

«Ich habe nie darüber nachgedacht», erwiderte Hans. «Und ich wundere mich, daß man diese Frage stellen kann. Die Abstammung kann über sie nichts Wesentliches sagen. Ebensowenig wie über Franz von Assisi. Der ist ein Heiliger. Wer fragt nach seinem Volk?»

«Ich will damit nicht sagen», fuhr er fort, «daß sie in einem gleichgültigen Verhältnis zu den Völkern steht. Im Gegenteil. Sie hat sich das Innere derselben errungen.» – Er besann sich. «Vielleicht geschieht hier etwas Ähnliches wie bei Schiller, nur auf anderer Stufe», sagte er nach einer Weile. «Mit fünfunddreißig Jahren gab dieser seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen heraus. Im Anfang der Abhandlung stehen drei Sätze, die ich mir für das ganze Leben gemerkt habe. Sie heißen: ‚Die Freiheit des Geistes soll mir unverletzlich sein. Ihre (der Schüler) eigene Empfindung wird mir die Tatsachen hergeben, auf die ich baue. Ihre eigene freie Denkkraft wird die Gesetze diktieren, nach welchen verfahren werden soll.' Diese Versicherung zeigt Schiller als den ob-

jektiven Freiheitsbringer. Er ist innerlich so frei, daß er jeden Menschen frei haben will. Die Freiheit ist ihm Selbstzweck. Aus diesem Grunde vermag er den europäischen Völkern die ihnen angemessenen Schauspiele zu dichten. – Zuerst das deutsche, den Wallenstein, ein Ich-Drama, in das die Sterne als göttliche Gesetze ragen. Dann das englische, Maria Stuart, ein irdisches Macht- oder Majadrama. Drittens das französische, die Jungfrau von Orleans, ein Gloriadrama. Viertens das italienische, die Braut von Messina, ein Drama der unbewußten Triebe und Empfindungen. Fünftens das schweizerische, ein Volksdrama und in diesem frei sich erhebend, ein Ich-Drama, den Tell. Zuletzt das russische, den Demetrius, ein Erbfolgedrama. Dieses wird nicht fertig. Als der Dichter stirbt, liegt der Monolog der Marfa, der Zarenmutter, auf seinem Pult.»

«Im Geiste Schillers», fügte er hinzu, «lebten alle Völker auf. Er holte sie aus seinem Unbewußten empor. Er konnte es, weil er sich selbst als freies Ich erfaßt hatte. Und jeder kann es, der sich auf diese Weise findet.»

«Die Leiterin scheint Ihnen solch eine Umfassende zu sein», fragte Wladimir.

«Ja», versetzte Hans, «sie lebt das gleiche wie Schiller, aber als Erzieherin.»

«Wann werde ich sie sehen?»

«Morgen sind wir zu ihr eingeladen. – Heute abend sollen wir Mister Jackson besuchen.»

«Ich bin sehr müde», sagte Wladimir.

«Ruhen Sie etwas und holen Sie mich gegen acht Uhr ab. – Ich muß Sie noch ein wenig vorbereiten. Jackson liebt es, einen gewissen Abstand einzuhalten. Deshalb bittet er uns in den Gasthof. Man träte ihm zu nahe, wenn man ihn zu Hause, im eigenen Zimmer, umgeben von Bett, Waschtisch und Kleiderschrank, sähe. Ich sage es zur Vorsicht. Wir werden darüber später noch sprechen. Einstweilen auf Wiedersehen.»

*

IV.

Hans und Wladimir traten in das Gasthaus, das vornehmste der Stadt, und trafen Mister Jackson allein, an weißgedeckter Tafel, von befrackten Kellnern umflattert. Er erhob sich langsam hinter seinem Tisch zu überlanger Größe. Sein Körper war von starren Linien, die Schultern hochgezogen, die Schritte, die er dem Besuch entgegentat, sicher und markant, als sollten sie Zeichen der Selbstsetzung sein. Die Knie nicht ganz gestreckt. Das Gesicht lang, von edlen und strengen, aber etwas versteiften Formen, braun, ein wenig verrunzelt und auf das peinlichste rasiert. So sah er, bei blendend weißer Wäsche, ziemlich jung aus. Er trug einen Sportanzug mit unzähligen Taschen und in den Taschen wieder Täschchen, deren mannigfaltigen Gebrauch er zwi-

schen den Gängen des Mahles erläuterte. Erfahrung, in Maxime umgewandelt, floß mit ein.

Seine Sätze waren bequem und kurz und meist so selbstverständlich, daß sie nicht diskutiert werden konnten. Man vermochte nichts darauf zu erwidern. Er achtete weder auf Zustimmung noch Widerspruch. Dieses Übergehen der Zuhörer wäre beleidigend gewesen, wenn nicht der Tonfall seiner Rede von einer gewissen Bonhomie gezeugt hätte.

Es zeigte sich im Verlaufe des Abends, daß er durchaus nicht unduldsam war. Er ließ die Meinungen gelten. Nur nahm er keine auf und vergaß jede sofort wieder.

Die Unterhaltung, von ihm allein geführt, drehte sich um Tunnels, Talüberspannungen und andere technische Werke, um Expeditionen und Bergbesteigungen, zuletzt um den Aletschgletscher, den er in den verschiedensten Richtungen traversiert hatte.

Das Interesse Wladimirs, der bis jetzt ziemlich teilnahmslos dagesessen, wurde plötzlich rege. Denn Jackson begann vom Tode zu reden.

Seine Geste wurde groß und seine Miene stolz. Kalte Flammen lohten aus seinen Augen, als er der vielen Freunde gedachte, die in den Bergen verunglückt waren.

Wladimir erkannte, daß die Starrheit des Engländers nicht, wie er vorher geglaubt hatte, eine Maske war, die er aus freiem Willen an- und ablegen konnte. Nein, sie deutete auf ein Schicksal hin. Sie war der unveränderliche Ausdruck des sich selbst wollenden Menschen.

Wenn er sich dem Tode gegenüber gleichbleibt, dachte Wladimir, warum sollte er sich uns zuliebe verwandeln. Er legt die Hand sogar gebietend auf die letzte Stunde. O ungeheuerlicher Selbstbetrug.

Er verschwieg, was er dachte, aber sein Schweigen war gewappnet.

Jackson merkte nichts davon, was Wladimir fühlte. Er türmte seine Schneegebirge immer höher. Ihm war es Erfüllung des Seins, selbst zu Eis zu werden. Zuletzt hob er das Glas und brachte ein Hoch auf den Tod in kältester Einsamkeit.

Im roten Scheine, den der Wein auf seinen

Handrücken warf, sah Wladimir eine Narbe. Er beugte unwillkürlich den Kopf danach.

Jackson bemerkte es und lachte. «Ja», sagte er, «da kommen wir in andere Regionen. In heißere.» Er trank. Dann fuhr er fort: «Das Erlebnis macht mir heute noch Vergnügen. Es war in meiner Jugend. Ich ging mit einer Dame durch die Straßen Alexandrias. Ein Eingeborener fixierte sie. Ich kehrte um und versetzte ihm einen Faustschlag ins Gesicht, wobei, ohne daß ich's beachtete, ein Zahnsplitter zwischen den Knöcheln meiner Hand stecken blieb. Es hatte eine Blutvergiftung zur Folge. Beinahe wäre ich um den rechten Arm gekommen.»

In Wladimir stieg heftigste Antipathie empor. Es kam ihm vor, als hätte er die Pflicht zu hassen.

Hans, der die Geschichte schon mehrere Male gehört hatte, empfand nur Langeweile.

«Was sagte denn die – Dame zu dieser Tat?» fragte der Russe verächtlich.

Da veränderten sich die Züge Jacksons ins Faunische. Aber nur auf einen Augenblick.

Statt Antwort zu geben, demonstrierte er mit seinen Fäusten vor Wladimirs Gesicht, wie er damals zugehauen.

– Nachdem ihn Wladimir und Hans verlassen hatten, sagte der erste zum zweiten: «Wenn er das Stücklein mit russischen Gefühlen erlebt hätte, würde er nicht prahlen. Sein Selbstbewußtsein könnte ihn nicht halten. Er würde zu Boden gedrückt.»

«Er wollte ritterlich sein», erwiderte Hans. «Überdies: Stellen Sie sich vor, wo er war: Im dunkelsten Erdteil!»

«Mir scheint, er hat die Heimat bereits mit Boxergebärden verlassen und mußte deshalb solche Erlebnisse haben», gab Wladimir zurück. «Im Hotel speisen, die Kellner tyrannisieren, keine Sitte achten als die eigene, die natürlich der Maßstab aller abgibt, derart um die Erde reisen – das nennt er Freiheit. Aber es ist Fatum. Im Grunde hat er Angst, sich zu verlieren.»

«Er ist ein guter Lehrer», entgegnete Hans, «und das ist die Hauptsache. Seine Selbstbeherrschung überträgt sich auf die Schüler.

Sie bekommen straffere Haltung, charaktervollere Gebärden und geistesgegenwärtigere Augen.»

«Aber gerade diese unbedingte Selbstsicherheit ist es ja, die mir Entsetzen einflößt. Wie kann er auf sie bauen, wenn er kein Verhältnis zum Ewigen hat. Bei jedem Worte, das er sagte, fühlte ich den Zorn Gottes über ihm. Ich hätte widersprechen sollen. Es wäre meine Pflicht gewesen. Warum kämpfen Sie gegen diesen Menschen nicht?»

«Er will das Rechte», versetzte Hans. «Aber Sie? Warum geben Sie auf einmal Ihre Duldsamkeit auf? Kennen Sie ihn wirklich schon so gut?»

Wladimir schwieg.

«Ich will tiefer über ihn nachdenken», sagte er nach einer Weile.

*

V.

Lucia, die Leiterin der Schule, war vor vierzehn Jahren (sie zählte damals einundzwanzig) in die Großstadt zu Verwandten gekommen, um bei diesen während des Studiums zu wohnen, hatte sich aber bald ein eigenes Zimmer gemietet, um ganz nach ihrem Sinne zu leben. Dies gegen den Willen des Vaters. Ihr Tun wurde zu jener Zeit vollständig von der Umgebung bestimmt. Sie hatte in mehreren Zeitschriften Übersetzungen fremdländischer Gedichte veröffentlicht und dadurch die Bekanntschaft einiger junger Künstler gewonnen, die sich allabendlich in einem Kaffeehaus zusammenfanden. Sie war die einzige Frau des Kreises.

Zu dieser Gesellschaft gehörte ein vierzigjähriger, verschlossener, schwarzbärtiger Mann,

der Notar, der die Geschäfte der jungen Leute beriet, ihre Verträge prüfte und abschloß, die Verleger zur Eile trieb und dem einen oder anderen der Freunde einen Prozeß führte, wenn es nicht mehr anders gehen wollte.

Er pflegte Lucia, die den gleichen Weg hatte, nach Hause zu begleiten. Mit ihr allein redete er in einem fort, auf bittere und heftige Art, während er in der Runde der andern schwieg.

Die Eindrücke dieses unzählige Male zurückgelegten Weges flossen später in der Erinnerung Lucias zu einem einzigen Gange zusammen, der freilich nur in ihrer Seele existierte, der aber deutlicher als einer der vielen in Wirklichkeit stattgefundenen war.

Lucia sah sich nämlich, wenn sie an diese Zeit zurückdachte, mit dem Notar den Kai entlang schreiten. Links war die Häuserreihe, rechts der schwarze Fluß. Hie und da hieß ihr Begleiter sie stille stehen, wies auf eines der Gebäude und schilderte, was darin geschehen mochte. «Es ist heute im Gerichtssaal

zur Verhandlung gekommen oder könnte es doch», sagte er.

Beim Postgebäude zum Beispiel zeigte er auf einen neuerfundenen Automaten, der davor aufgestellt war, und formulierte das Gesetz, das sicher bald entstehen mußte, um die bisher unbekannte Art des Stehlens, welche die Erfindung nach sich ziehen würde, zu bestrafen. – Er machte Lucia aufmerksam auf die Schulmädchen, die aus dem Kinematographen traten und sich im Dunkel der Nebengäßchen verloren, von halbwüchsigen Burschen verfolgt. – Er hieß sie auf das Gebrülle horchen, das fast an jeder Straßenecke aus den Bierlokalen dröhnte. Was pries es denn? Gewalt, Brutalität und Messerheldentaten.

«An allen Dingen klebt das Verbrechen», sagte er. «Ich kann in den Menschen nichts anderes mehr sehen als Wesen, die sich plangemäß erniedrigen. In dem Suchen nach dem andern Geschlechte eine Jagd auf Tod und Leben. In den Berufen, die scheinbar so friedlich nebeneinander laufen, eine konsequente Schädigung des Nachbars. Merkt man

denn wirklich nicht, wie alles daraufhin angelegt ist? Man braucht doch nur diese Plakatwand zu betrachten. Die Menschen können sich in ihrer Eigenheit nur dann behaupten, wenn sie den Nächsten hassen und vernichten. Mir ist, als müßte jeden Augenblick, auf jedem beliebigem Platz der Krieg aller gegen alle beginnen, trotz dieser Polizeisoldaten, die herummarschieren und sich auf dem Absatz drehen. Und ich bin als Hüter gesetzt, damit es nicht geschehe. Ich soll richten. Aber jeden Tag, nach vollbrachter Arbeit, fühle ich mich von Schande durchdrungen. Ich verteidige die Furie. Meine Klienten sind doch alle Diener derselben, samt und sonders. Ich helfe ihnen günstige Pakte schließen. Trotzdem ich weiß: ich sinke dabei. Aber ich brauche Geld, um zu leben – – –»

Nun standen sie auf einer der Brücken, die über den Fluß führten, still.

Er schaute auf die schwarzen Wellen hinunter und sprach: «Dunkle Bahn!»

Das Wasser begann ängstlich zu murmeln.

Sie zog ihn weg.

Hierauf gingen sie weiter, ohne noch ein Wort zu sagen, bis er vor Lucias Hause Abschied nahm.

Dieses Bild lebte als Zusammenfluß aller jener Gänge in ihr.

– –

Die beiden schlossen sich näher zusammen. Er wollte jeden Tag mit ihr durchsprechen. « Das befreit mich», pflegte er zu sagen.

Aber nach einigen Wochen fühlte sich Lucia von seinen Reden, die immer gleich blieben, gelangweilt, entmutigt und gepeinigt. Sie horchte zu, ohne teilzunehmen. Sie war bald in nichts mehr seiner Meinung, schwieg aber, da sie seine Heftigkeit fürchtete.

Besonders die Vorwürfe, die er den Freunden machte, schienen ihr in dieser Starrheit ungerecht, und die Warnungen vor ihnen beinah verächtlich.

Er merkte nicht, daß sie sich allmählich von ihm abwandte.

In dieser Zeit erhielt sie einen Brief von ihrem Vater, der sich nicht damit einverstanden fühlte, daß sie von den Verwandten weg-

gezogen war. Er drohte, ihr die Mittel zum ferneren Aufenthalt in der Stadt zu entziehen, wenn sie nicht zurückkehrte. Zudem machte er ihr die heftigsten Vorwürfe über ihr Leben.

Sie antwortete hart und kurz, daß sie sich nichts vorzuwerfen hätte.

Er glaubte es nicht und bestand auf seinem Verlangen.

Nun sprach sie mit dem Rechtsanwalt darüber.

Der sagte, daß der Vater verpflichtet sei, die Summe weiterhin zu zahlen, als Zins des mütterlichen Erbteils. Das ganze Vermögen hatte der vor mehreren Jahren gestorbenen Mutter gehört. Lucia war sogar berechtigt, noch mehr zu verlangen. Der Notar bat sie, das Gericht nicht in Anspruch zu nehmen.

«Mein Vater hat den Kampf begonnen», versetzte sie. «Ich nehm' ihn auf.»

Aber der Freund weigerte sich, ihr beizustehen. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung. Zuletzt verlangte er das gleiche wie der Vater, daß sie die Lebensweise ändere und sich von ihrem Kreis losreiße. Er sagte das Schlimmste über die Bekannten.

Sie ging hierauf zu diesen und erzählte alles, auch was er von ihnen früher schon Abfälliges gesprochen hatte.

Bei der Trennung, die sich dadurch zwischen ihm und den empörten Freunden ergab, trat sie, ohne sich ihm gegenüber zu erklären, auf die Seite der letzteren. Der Notar war ihr so gleichgültig geworden, daß sie sich nicht einmal mehr auszusprechen bemühte.

Der Verkehr mit dem Vater wurde abgebrochen. Sie erhielt ihr Geld zwar noch, aber durch die Bank. Der Rechtsanwalt verschwand aus dem Blickkreis der Gesellschaft. Man machte sich darüber keine Gedanken.

– –

Eines Nachts, nach einem festlich verbrachten Abend, träumte Lucia, daß sie auf jener Brücke stände. Der schwarze Strom bäumte sich auf einmal hoch, ihr entgegen, indem er fürchterlich zu erbrausen begann. Eine Spanne vor ihren Augen formte sich ein gorgonisches Gesicht. Sie fühlte sich von einem infernalen Entsetzen gepackt, gewürgt und in die Tiefe gezogen.

Mit einem Schrei entriß sie sich und erwachte.

Sogleich wußte sie: Ein suchender, rächender, zerstörender Geist war um sie. Sie ahnte welcher und warum er gekommen. Aber sie wagte nicht darüber nachzudenken. Sie getraute sich nicht einmal weiter zu schlafen, aus Angst, das gräßliche Antlitz tauchte von neuem aus dem Traum auf. Sie kleidete sich an und setzte sich mit einem Buch an das Licht, den Morgen zu erwarten.

Den Tag darauf erfuhr sie die Nachricht vom Selbstmord des Notars.

Die Grübeleien, denen sie hierauf verfiel, waren in ihren Wirkungen noch zerstörerischer als das Traumgesicht. Dieses war ein jäher Angriff auf ihren innersten Lebensatem, den es ihr rauben wollte, gewesen. Die Gedanken bohrten langsam, aber jeder schien den Tod in sich zu tragen.

«Ich verfolgte ihn mit meinen treulosen Reden», dachte sie. «Ich sammelte den Haß der Freunde auf ihn. Darin besteht die Schuld. Deshalb rächt er sich. Hätt' ich ihn wirklich

gern gehabt, so wäre nichts geschehen. Ich zerstörte ihn. Nun werd' ich selbst zerstört.»

Am Abend dieses Tages war sie durch die Selbstvorwürfe so müde und zermürbt, daß sie dem Schlafe verfiel, trotzdem sie fürchtete, der Schrecken würde wiederkehren. «Und käm' er auch, er richtete gerecht», so mußte sie beständig denken.

Und er kam auch wieder, aber verwandelt. Es blickte ihr ein haftendes, leidendes, bittendes Auge aus dem Strom entgegen.

Sie merkte sogleich, daß es ihr nicht schaden wollte. Dennoch wich sie aus. Aber dieses Entweichen war nicht jäh wie das gestrige, sondern sanft und leicht. Sie wachte auf und sagte sich, daß sich der Traum verändert hatte, weil sie sich schuldig genannt.

Die Furcht jedoch blieb immer noch zurück.

Sie fühlte, daß ihr Inneres nicht geschützt war, wenn sie wie bisher die Seele verschleuderte. So kam es, daß sie die Gesellschaft der Freunde verließ, und die Räume, worin sie mit ihnen geschmaust und getanzt hatte, nie mehr besuchte. Und zwar vorerst aus Not.

Ihr Geist war noch nicht stark genug, um sich zu halten. Sie *mußte* zunächst einsam sein. Nach und nach jedoch bekam sie das stille und innerliche Leben gern.

Sie zog, um ungestört zu sein, aus dem Hause fort. Die neue Wohnung bestand aus zwei Mansardenzimmern. Als sie am Morgen nach der ersten Nacht, die sie darin verbracht, an die Fenster trat, wurde sie von einem wohligen Rieseln durchschauert. Die Stuben gingen auf eine ausgedehnte Gärtnerei. Endlos waren die Beete aneinander gereiht, bepflanzt in mannigfaltigster Art: ein Viereck punktiert, ein anderes gestrichelt, ein drittes mit Kugeln beworfen, hier dichter, dort spärlicher, in allen Farben von Grün, bald licht, bald schattig, zuweilen rötlich angehaucht oder blau bereift. Es war der süßeste und geordnetste Augengenuß.

Lucia stieg sogleich in den Garten hinunter.

In all den Formen, die hervorsproßten, kraus, spitz oder fächerartig wie gebende Hände, waren zahllose Wonnen verborgen.

Lucia schmeckte diese Lebensspeise erst nur

leise, kaum merklich, gleichsam bloß an den äußersten Punkten. Dann fühlte sie sich inniger davon durchsickert, zugleich erneuert und geheiligt.

Sie ging von Beet zu Beet und empfand, wie jede Blume, der sie in das Auge blickte, sie zu einem andersfühlenden Wesen machte. Es ging ihr auf, daß sich der Mensch auf ungeahnte Art entwickeln kann. Geheimnisvolle Bahnen stehen ihm offen, dachte sie. Er darf sich von unerschöpflichen Liebesarten durchdringen lassen. Und er hat selbst die Möglichkeit, solch süße Freuden zu verschenken. Er kann und soll so göttliche Harmonien verströmen wie der Reigen der Planeten.

Aber indem sie derart dachte, senkte sie plötzlich die Stirn. Es war ihr in den Sinn gekommen, wem sie dieses Glück schuldete. «Es wurde schwer bezahlt», mußte sie sich sagen. «Durch ein Leben, das zugrunde ging. Der Tod des Freundes ist es ja, der mir die Seele öffnete.»

In diesem Augenblick tat sie ein Gelöbnis.

«Er soll an den Einsichten, die mir beschert wurden, teilhaben. Sie sind ihm ja entgangen.

Aber nicht er, sondern das finstere Jahrhundert trägt die Schuld daran. Er sah durch es in allen Dingen nur den Tod. Und suchte ihn deshalb. Ich will, was ich mir an hohen Werten erwerben kann, auch ihm zukommen lassen und mit ihm zugleich den Wesen, die sein Schicksal teilen. Ich denke, daß er weiter geben kann, was er von mir empfängt. Keiner vermag das besser als er, der die Verzweiflung bis auf den Grund durchkostet hat.»

Indem sie dieses gelobte, kam ihr plötzlich ein Traum der vergangenen Nacht in das Bewußtsein zurück.

Sie hatte wieder von der Brücke in den dunklen Strom hinabgeschaut. Ein Kind versank darin. Sie stürzte nach, holte es empor und lief mit ihm in einen Garten.

Dieser Traum sagte ihr, daß sie eine Probe bestanden hatte. Sie durfte die Schuld als gesühnt ansehen. Nun begann sie den Toten aus Freiheit zu lieben. Die Jahre bis zur Krankheit ihres Vaters verbrachte sie damit, ihren Geist auf bewußte Weise zu entwickeln.

*

Ich muß eine Liebe haben, die mich ohne Maß geben läßt, auf die kein Mensch eifersüchtig werden kann, von der jeder, der sie empfängt, wünscht, daß alle daran teilhaben, deren Wirkungen auf die Umwelt ich kenne, die schaut, wie sie verwandelt, die Licht und Auge zugleich ist, die von dem Ort ausgeht, wo ich in meinem Eigensten bin – das ist nur echter Herzensliebe möglich. Diese braucht nicht Wesen zu erzeugen, die geboren werden und wieder sterben, wohl aber wird sie die gebornen Wesen unsterblich machen. Wie herrlich ist es, jeden Augenblick den Menschen, den man gern hat, schöner und freier, göttlicher zu gestalten und in diesem Wollen niemals zu verzweifeln.

Gewöhnlich ist man tatenscheu dadurch, daß man glaubt, man vermöge nichts Gutes zu stiften. Man hat einen Menschen als Gattungswesen geliebt und dabei erkennen müssen, daß die Hingebung ihn nicht tiefer machte. Es ist möglich, daß er besser wird.

Es ist möglich, daß er schlechter wird. Er kann durch das Glück, das man verschenkt, zugrunde gehen. Muß diese Unsicherheit den gewissenhaften Menschen nicht zum Quietisten machen?

Aber die Herzensliebe hat niemals diese Folgen. Durch sie werden wieder Gespräche, Freundschaften, gemeinschaftliche Ziele entstehen.

Seit ich dieses weiß, vermögen mich die gesammelten Scheußlichkeiten der Geschichte nicht mehr zu entmutigen. Sie bedeuten für mich nur eine schnell vorübergehende Versuchung, während der ich verzweifelnd sage: Ich selbst will untergehen. – Aber nein, ich wende mich dem starken, erleuchteten, alles besiegenden Herzen zu.

Wer das Gefühl erleben will, den Mitlebenden ein Zeitalter voran zu sein, der empfinde: Von dem Herzen strömt es wie Strahlen der Sonne. Der übersetze die Taten des Lichtes ins Geistige und er wirkt schon als der neue, unermüdlich liebespendende, unsterbliche Mensch.

Ich werde leben, sterben und wieder geboren werden, um stets mit innerlicherer Kraft meinen Teil an Gedanken, Gefühlen und Werken beizusteuern und so die kommende Epoche mit heranzuführen.

*

VI.

Das Schulgebäude war umgeben von einem Parke, an dessen östlichem Ende sich ein schlichtes, anmutiges Schlößchen erhob, das früher der Direktor bewohnt hatte, jetzt Lucia.

Wladimir, Hans und Jackson, von dieser eingeladen, saßen in der Laube ob dem Blumengarten. Er war in einem den Freunden jetzt noch undurchdringlichen Sinne angelegt.

Lucia war groß und schlank; das Gesicht ein vollkommenes Oval mit gebogenen Brauen und halbkreisförmig abgegrenzter Stirn, schmalen Lippen, länglich geschnittenen Augen. Die fremden Blicke unstimmig zu der freundlichen Rede, verratend, daß sie sich nach jedem Gespräche, mochte es noch so tief sein, angewöhnt hatte, zu sich selbst zurückzukehren, sich zu

prüfen, zu sammeln und hernach zu befreien von allem, das von außen gekommen, um derart wieder ganz in sich zu ruhen.

Die Bewegungen standen im Einklang zum Gesichtsausdruck. Sie waren von der gleichen Besonnenheit geleitet.

Als die drei, zufällig etwas früher, als sie hergebeten worden, in das Haus traten, war ihr Gesicht etwas leblos und ihre Gestalt ein wenig starr, wie öfters, wenn man sie unerwartet traf. Sie hatte eben in der Erinnerung an jüngst gestorbene Menschen geweilt und vermochte sich nicht augenblicklich in die Unterhaltung zu finden. Um ihre Abwesenheit nicht merken zu lassen, bereitete sie Tee, schenkte ein und überreichte liebenswürdig, aber ein bißchen geisterhaft, die goldig durchschimmerten Täßchen. Sie war noch nicht ganz zu den Lebendigen zurückgekehrt. Die Art, wie sie den Besuch umgab, war fast ein Abglanz des Totendienstes.

Die drei dämpften unwillkürlich die Stimmen.

Lucia hatte über ihr Jugenderlebnis niemals

mit einem Menschen gesprochen. Es war ihr, als müßten Worte die Einsichten, die sie gefunden, unwirksam machen. Und dennoch empfand sie die Pflicht, ihr Inneres zu offenbaren. Dies zu tun, hatte sie den Garten angelegt. Dessen Laubgänge, Winkel und Beete, Dickichte, Ruhebänke und Aussichtspunkte stellten Zustände, Wege und Ziele einer Seele dar, die sich entwickeln wollte.

Ein Beispiel:

Lucia hatte einst das Verhältnis zu dem Freunde, der sich getötet hatte, in einem Bilde geschaut.

Sie war mit ihm einen Hohlweg, der auf der Höhe von Felsenmauern abgeschlossen war, emporgestiegen. Aus diesen lösten sich Blöcke und sausten in die Tiefe. Lucia pflückte ruhig vom Wegrande runde, blaue, anemonenartige Blumen für sich und den Begleiter. Beide hielten sie vor die Brust und waren dadurch vor dem Unheil gefeit. Sie gelangten zur Höhe. Die Felsenschichten stellten sich nun dar als sphinxartige Stühle, gegen ein weites Land gekehrt. Der wilde Schweif war

ein bequemer Sessel. Die zwei setzten sich friedlich darauf.

Ein Abbild dieses Erlebnisses war in dem Garten zu finden.

Wie oft ging sie mit Lebenden den Weg, den sie mit dem Geiste des Toten gegangen. Sie pflegte dabei zu lächeln, und das Lächeln bedeutete, daß sie jeden schützen möchte, der an ihrer Seite schritt.

So war es auch heute, als sie mit dem Besuche die Höhe erstieg.

Die drei traten, obschon sie nichts von alledem wußten, mit sorgsamerem Fuße auf, sie schauten mit sonntäglicheren Augen, sie redeten feierlicher und atmeten beglückter als je in ihrem Leben.

Auf der Höhe setzte man sich auf den Schweif der Sphinx. Diesmal zu viert. Und es wäre noch Platz für mehr gewesen.

Lucia ließ sich erzählen. Sie hielt dabei ihr Inneres in einiger Ferne. Ihr Antlitz spiegelte freundliche Teilnahme. Auf ihrer Brust jedoch lag ein gewisser Druck.

Sie hatte vom ersten Augenblicke an ge-

merkt, daß die drei keinen harmonischen Zusammenklang bildeten.

Die Empfindung sagte ihr, daß Konflikte kommen mußten.

*

In der Nacht, die dem Besuche folgte, hatte Lucia einen Traum.

Sie sah sich mit den drei künftigen Lehrern am Ufer eines Flusses weilen. Sie standen da, ohne sich bewußt zu sein. Ihre Köpfe waren von kappenartigen Nebeln umhüllt. Sie konnten keine Handbreit vor sich sehen. Die Landschaft war für sie nicht da. Wohl aber für Lucia. Diese schaute erst nach vorne auf die Wellen des Flusses, der von den schrägen Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet wurde, dann nach rückwärts, wo sich eine schreckhaft schwarze Wolkenwand emportürmte. Jetzt erblickte sie auf dieser einen Regenbogen. Sie erkannte sofort, daß man auf seiner Wölbung zum Himmel emporsteigen konnte.

Sie wollte es den Freunden sagen. Aber die verstanden sie nicht. Sie hörten gar nicht zu.

Sie verführten selbst ein viel zu lautes Redegebrodel. Lucia drehte sich schließlich wieder von ihnen weg.

Da schritt ein *Riese* über die Wellen des Flusses auf sie zu. Er hatte ein bartloses, längliches, mildleuchtendes Gesicht. Sein Gewand war ein Abbild der Landschaft.

Die Aufmerksamkeit Lucias wurde sofort von seiner großen Halsbinde gefesselt. Sie strahlte in den Farben des Regenbogens. Die Strahlen gingen von einem einzigen Punkte aus. Sie durchliefen bei näherem Zusehen das ganze Gewand und formten sich nach und nach zu geheimnisvollen Figuren, die sich immer wieder verwandelten. Lucia konnte schließlich in ihnen viele Geschichten lesen.

Aber indem sie zu lesen begann, entschwand ihr die Ganzheit der Gestalt. Sie sah nur noch einzelne Stücke des Gewandes. Es waren Darstellungen von Menschenschicksalen.

Ihr Auge blieb am Saume des Talars haften, einer grauen, lichtlosen, brüchigen Fläche. Sie entdeckte, daß die untersten Fäden die zerfaserten Gassen und Gäßchen einer Stadt

waren, gebaut auf Schutt und Schlamm. Sie sah einen Wagen ohne Pferd nach abwärts sausen. Er war mit einem dicken, braunen, schweren Packentuch bedeckt. Unter diesem kauerten Menschen. Sie hatten keine Gesichter. An Stelle von Mund und Augen gähnten Löcher. Das Fuhrwerk geriet in tiefen Schmutz. Es war im Begriff zu versinken. Da stieg ein Wesen aus dem Boden. Lucia glaubte, es wäre der *Riese*. Er spannte sich vor, machte kehrt und zog den Wagen den entgegengesetzten Weg. Die Straßen wurden heller. An den Fenstern zeigten sich heitere Gesichter. Der Fuhrmann rief hinauf: «Dein Kind sitzt im Wagen, dein Freund, deine Geliebte, kommt doch, kommt!» Sofort sprangen die Leute herunter und halfen ziehen. Schließlich ging's von selbst. Alle setzten sich hinauf. Es war der schönste Reiseautobus. Und plötzlich befand sich Lucia mitten in der Gesellschaft. Der Riese aber war, man wußte nicht wohin, verschwunden.

Nun fiel das Packentuch. Man sah ins Freie und begann die Gegend zu betrachten. Man

war schon lange nicht mehr in der Stadt. Der Wagen fuhr über eine grüne Ebene. Zuweilen kam man an abgebrannten Wohnstätten vorüber. Auf der nassen und schwarzen Asche saßen schwanartige Vögel.

Ein Gebirge tauchte auf. Der Weg begann zu steigen. Mit vielem Dampf erreichte man die Paßhöhe.

Von dort aus sah man auf weite, rote Landstrecken hinunter. In ferner Tiefe schimmerte ein Meer. Darauf waren mit schwarzen Strichen alle Reisewege der Welt verzeichnet und zu einer einzigen Figur verschlungen.

Als Lucia die Augen angestrengt darauf richtete, las sie plötzlich das Wort: Mut.

Sie rief es laut. Alle wiederholten es mit heftigem Geschrei, sprangen vom Wagen und drangen mit Ungestüm hinunter. Jedermann dachte: Nach abwärts geht es leicht.

Aber es gab Schwierigkeiten. Der Weg führte von Stufe zu Stufe. Jeder mußte einen eigenen Pfad suchen.

Indem Lucia die Steine, auf die sie trat, prüfte, entdeckte sie, daß diese Seite des Ge-

birges einst eine gewaltige Tempelstadt gewesen sein mußte. Jetzt war sie nur noch Geröll und Gerinnsel. Dazwischen wuchsen rostrote Büsche. Lucia merkte, daß es griechische Gedichte waren. Sie suchte sie zu entziffern, verweilte und verlor dabei die Gefährten. Plötzlich sah sie sich allein. Da wurde sie von einer großen Angst erfaßt.

Jetzt nahte sich ein Wesen, in filzig-gelben Kleidern und lehmigen Schuhen, das Gesicht mit Sand bestreut.

«Ich will dich führen», sagte es.

Lucia glaubte, es wäre der *Riese*.

Nun ging es ungehindert bergab. Sie ließ sich willig leiten. Auf einmal begann das Wesen sie zu pressen. Sie wollte sich befreien. Da riß es sie am Ohre hin und her. «An wen sollst du denken?» fragte es. – «An meinen Führer», versetzte Lucia. – «Ich bins», rief es und grinste.

Jedoch, daran erkannte sie den Trug.

«Ich geh nicht weiter», sprach sie. «Du bist nicht mein wahrer Führer.»

Da drückte es sie scheußlich. Aber sie blieb

standhaft. Plötzlich wich es mit zornigem Schrei.

Lucia schaute sich um. Sie befand sich in der Tiefe eines Felsentrichters. Die Wände stiegen glatt empor. Es war nicht möglich, emporzusteigen und zu entkommen.

Sie wollte schon verzweifeln, als sich ein hölzernes Fahrzeug gemächlich heruntersenkte. Der Lenker sagte nichts. Er schaute sie nicht einmal an. Gleichwohl stieg sie ein. Denn sie glaubte, es wäre der *Riese.*

Sie stiegen in die Höhe. Das Land entschwebte ihnen schnell. Das Fahrzeug geriet in ungeheures Gewölk. Das quoll und dampfte bald rot, bald grün, bald blau.

«Nifelheim», rief der Führer.

Da teilte sich das Nebelmeer. Es wurde Luft nach oben und Wasser nach unten. Die Erde kam durch riesige Löcher zum Vorschein. Das Fahrzeug stürzte mit rasender Schnelligkeit durch eines derselben hinunter.

«Ich bin verloren», schrie der Lenker.

«Wer bist du?» fragte Lucia.

«Ich weiß es nicht», versetzte er.

Die Erde sauste auf sie zu.

«Ich sterbe», sagte er mit fester Stimme. «Aber ich will jauchzen, selbst im Tode.»

Sein Gesang stieg wie ein Vogel in die Höhe.

Lucia schien alles in Nichts zu zerstieben. Hören und Sehen vergingen ihr.

Plötzlich prallte das Fahrzeug auf. Es pflanzte sich tief in den Boden und wurde zu einer Hütte.

Lucia fand sich im Innern derselben, von den drei Gefährten umringt.

Sie schaute zum Fenster hinaus.

Die Landschaft war wie am Anfang.

Über die Wellen des Flusses kam der *Riese* geschritten. Er trat mit dem einen Fuß auf das Land. Dann zeigte er mit seiner Hand auf ein gewaltiges Gerippe, das im Ufersande lag und sprach:

«*Der letzte Feind ist der Tod.*»

Die Hütte begann zu schwanken. Sie hob und senkte sich wie ein Ball. Ein fürchterliches Donnern begann.

Lucia erwartete jeden Augenblick, von den Trümmern erdrückt zu werden. Sie bewahrte

die Ruhe, indem sie dachte: Hilf mir, der du den letzten Feind besiegtest.

Da erkannte sie, daß der Zusammensturz aller Dinge nur ein Traum war. Ihr Innerstes konnte nicht getroffen werden. Sie durfte im Ewigen bestehen.

Mit Willen und Bewußtsein wurde sie wach.

*

VII.

Lucia hatte die Sehnsucht, von jedem Menschen zu *lernen.* Auch bei den dreien suchte sie, was sie fördern konnte. Sie tat es mit der gleichen Selbstlosigkeit, wie sie die Künste und Wissenschaften studierte.

Sie zeigte den Freunden großes Vertrauen, damit keiner auf den Gedanken käme, den Liebhaber zu spielen.

Ihr selber war es peinlich, geliebt zu werden. Sie hütete sich streng, ihr Gedächtnis durch irgendeine Sehnsucht zu binden. Jedes Gefühl, das nicht in ihrem Willen stand, hinderte sie an jenem aus ihrem Schicksal gewachsenen Denken, das Lebensbedingung für sie geworden war. Überdies wußte sie zu gut, wie schnell eine Neigung entsteht und vergeht, oder, wenn sie dauert, sich doch verwandelt,

und beachtete sie deshalb von Anfang an nicht.

Sie war so wachsam, daß sie sogar das Mitleid für eine Versuchung hielt, die überwunden werden mußte, dies jedoch nicht dadurch, daß sie sich abschloß, darauf verzichtend, zu erleben, welcher Art die Menschen waren. Dazu hatte sie zu oft erfahren, wie schnell sich Mißliches einleitet, wenn man nicht bekannt sein will mit dem Wesen des Nächsten, wie unversehens man vom Schicksal überfallen werden kann. Nein, sie wollte in der Lage sein, sich jeden Augenblick zu lösen, nicht um sich derart zu entlasten, sondern um das Gewicht der Lasten, die sie auf sich nahm, genau zu kennen.

Es war ihr Pflicht geworden, ihr Inneres so zu halten, daß es ein reiner Spiegel blieb.

So vermochte sie von der Lebenssphäre eines Menschen frei in die eines andern zu gehen.

Darin bestand eigentlich ihre Lebensübung.

Lucia unterhielt sich lieber mit einem der Freunde allein als mit mehreren oder allen zusammen. In diesem Falle nämlich suchte

jeder hervorzustechen. Reden und Widerreden nahmen leicht beleidigenden Charakter an. Zwar sprach man höflich. Aber Lucia spürte, wie Gefühle emporstiegen, bei Hans zackig vor Zorn, bei Jackson eisig vor Verachtung, bei Wladimir wolkig vor Schwermut.

Gleich fuhr sie Berge von Kuchen, Tonnen von Tee, Beigen von Zigarren auf, ein Unglück abzuwenden. Es half. Jedoch der Geist verzog. Drum war sie lieber mit einem einzigen allein.

Aber auch der einzelne war ihr zuweilen schwer erträglich.

Wenn sie längere Zeit mit Jackson geplaudert hatte, kam sie sich wie ausgehöhlt vor. Sie vermochte sich eine Weile nicht mehr vorzustellen, daß je noch ein Gefühl sie beleben, eine Idee sie interessieren könnte. Sie hoffte aber trotz der Hoffnungslosigkeit, und nach kurzem schwand die Öde wieder.

Wladimir erfüllte sie mit einem Drang, die Welt zu fliehen. Wenn sie mit ihm zusammengewesen war, spürte sie eine unbeschreibliche Sehnsucht zu weinen, sich um nichts mehr auf

der Welt zu kümmern, zuweilen gar, sich zu zerstören. Es schien ihr süß, sich derart vergehen zu lassen. Aber sie besann sich und nahm sich doppelt in acht.

Hans flößte ihr den Trieb ein, die Menschen hart zu umschreiben, zu richten und abzulehnen. Dies aus Gerechtigkeit. Jedoch nach einer Weile schien ihr, als genügte die Gerechtigkeit nicht, um einen Menschen in seinem Eigensten zu erfassen. Sie kehrte auch hier zu sich selbst zurück.

In ihrem Garten pflegte sie die Geistesstimmung, die wert war, dauernd zu sein, wieder zu erlangen.

Sie fühlte die Kräfte, welche die Pflanze von Blatt zu Blüte zu Frucht im kosmischen Kreislauf durchlaufen, so innig, wie die immer wieder neuerstehende Liebe des treuesten Menschen. Die Bäume waren ihr wie Freunde und die Jahreszeiten wie der Lauf der Freundschaft. Es war ein Nahen, Dasein und Scheiden. Aber im Abschied war die Sicherheit des Wiederfindens verbürgt. Dieses Liebeserlebnis, das ihr jeden Augenblick auf frische Art ge-

währt wurde, ließ sie alle andere Liebe einseitig, vergänglich und vermischt erkennen.

Aber warum blieb sie denn nicht immer in ihrem Garten?

Darüber schrieb sie ein Gedicht.

O Baum, du wächst empor in steter Ruh.
Ich komm dir nah, ich fliehe wieder weg.
Ich werde niemals sein so rein wie du.
Ich muß zurück zu meinem Menschenzweck.

Ich muß Verwesung dulden, die dir fern.
Du kennst nicht Schein und Ekel, die mir drohn.
O Blüte, Frucht, erneutes Sein im Kern,
durch Wandlung jeder Todesart entflohn.

Wie selig fern zu sein der Menschennot.
Und dennoch weich ich, Baum, von dir zurück.
Du kennst die Liebe Gottes nicht im Tod,
kennst seine Jünger nicht, und nicht ihr Glück.

*

VIII.

Lucia hatte bald das Wesentliche des Lebens der drei erfahren. Da sie die Menschen nicht so zu nehmen pflegte, wie diese oder jene Stunde aus ihnen redete, sondern den Augenblick, das Wort und die Gebärde mit ihren Schicksalen verband, so vermochte sie jeden gelten zu lassen.

Wenn sie die Wirkungen betrachtete, die sie ausübte und die auf sie ausgeübt wurden, so erkannte sie, daß ihr Denken, Fühlen und Wollen ein Mitbestandteil der Seelen der andern Menschen war. Sie empfand sich deshalb mitverantwortlich für alles, was geschah. Die innere Entwicklung war ein gemeinschaftliches Werden und Wachsen.

Wenn die drei für sich allein waren, verständigten sie sich leichter als in Gesellschaft

Lucias. Dann stand aber die Basis ihrer Unterhaltungen etwas niedriger.

Einst gingen sie auf die Jahrmarktsmesse. Sie machten daselbst eine Entdeckung, von der auch Lucia wissen sollte, und nahmen sie deshalb das nächste Mal mit.

Eine große Fläche war bedeckt von Karussellen, Ringel- und Rodelbahnen, Schaukeln, Kinematographen, Schießbuden und anderen Anstalten für Volksbelustigungen.

Am Eingangstor saß ein blinder Bergmann. Die Menge war zu gierig nach Getute, Gehorn und Geschrei, um ihn zu beachten. Sie schob und drängte. Niemand konnte stillestehen und sein Almosen hervorsuchen. Man wurde vorwärts gepufft. Noch weniger vermochte man umzukehren. Man suchte das Bild so schnell wie möglich zu vergessen.

Vor jeder Bude stand eine Gestalt, die für ihren Inhalt ein Zeichen war. Da eine Bärin in ein Bauernmädel verkleidet. Dort ein Clown, der beständig die gleiche Grimasse schnitt. Vor einem Tanzpavillon ein Paar, das sich ununterbrochen auf demselben Fleck im Walzer drehte:

Der junge Mann im Smokinganzug, mit glattem Scheitel und Augen, ganz verglast vom ewigen Kreisen; das Weib mit riesigem, schwarzem Hut und rotem, ausgeschnittenem Kleid, ein erstarrtes Lächeln im Gesichte.

Jackson konstatierte, wie wenig erfinderisch die Menschheit in diesen Dingen ist.

Hans verwunderte sich, daß niemand die Verdrießlichkeit, den Schmerz und die Langeweile hinter dem Betriebe bemerkte. «Wie wird dieser Payaß die Fratze, die er tagelang aufsetzen muß, wieder wegbringen?»

«Eigentlich sind wir auf einem Richtplatz», sagte Wladimir. «Die mannigfaltigen Folterungen erquicken uns. Wir wollen uns in diesen Erquickungen wieder einmal ausleben. Hier ist das Schauderhafteste der ganzen Welt gesammelt. Wer irgendeine interessante Mißbildung hat, wird hergeschleppt. Riesen, Zwerge, Sechsfingrige, aneinandergewachsene Zwillinge werden zusammengestapelt, damit die Menschheit recht fröhlich sei.»

Lucia schien es notwendig, alles sachlich zu betrachten.

In der Schaubude der Liliputaner, die das Ziel der Freunde war, wurde von den kleinsten Menschen der Welt ein Bild der heutigen Kultur dargestellt. Die Zwerge aßen, tranken, rauften, revolutionierten, bis die Feuerwehr kam und dem Treiben ein Ende bereitete.

Aber nicht dieses wollten die drei zeigen, sondern einen genialen Künstler, den die Not gezwungen hatte, hier seinen Verdienst zu suchen.

Er war nicht viel größer als die Pygmäen. Der Direktor des Institutes hatte ihm ein Atelier eingerichtet und zahlte ihm von Woche zu Woche ein großes Honorar. Als Gegenleistung mußte er jeden Tag eine Demonstration seiner Werke halten. Die übrige Zeit konnte er ungestört arbeiten. Die Vorführungen der Liliputaner brauchte er nicht mitzumachen.

Die Freunde fanden ihn auf dem Kopfe eines ungeheuren Marmorblockes sitzen, aus dem ein riesiger Gorilla samt einem Weibchen, das er unter seinem Arm davonschleppte, gehauen war. Mit unheimlicher Schnelligkeit

kletterte der Künstler auf dem Ungetüm herum. Seine Behendigkeit steigerte sich noch, als er hinuntergesprungen war und Hände, Füße und Mimik frei bekommen hatte. Er sagte sogleich, daß sein Werk von einer Gesellschaft angekauft worden wäre, um von dieser einem berühmten Naturforscher zum Denkmal gesetzt zu werden.

Der Körper Ferruccios (so hieß er) bestand aus lauter beinahe zum Bersten geladenen Muskeln. Der Hals war kurz, die Waden viereckig, die Backen aufgeblasen, die Augen rollend und gleichsam im Begriff hervorzuspringen. Der ganze Mann beständig in Positur, von sich selbst gepackt, als hinge Tod und Leben davon ab, daß er sein Wesen bewiese.

Wenn ein anderer eine längere Rede hielt und Ferruccio schweigen und zuhorchen mußte, stellte er ein Bein vor, stemmte die Arme in die Hüften, warf den Kopf ins Genick, wirbelte das schwarze Schnurrbärtchen in die Höh und schnappte mit dem Mund zunächst im Leerlauf lautlos auf und zu, bis er ein Stichwort erfaßte. Dann ging's weiter. Lange Einwände

ertrug er nicht. Er riß durch seine Haltung die Aufmerksamkeit sofort wieder an sich. Einmal, als ihm dieses durch verschiedene Gebärden ungeduldiger, drohender, verächtlicher Art nicht gelang, stand er plötzlich auf dem Kopf. Wenn man ihn wieder beachtete, kehrte die herzliche Liebenswürdigkeit zurück.

Allmählich füllte sich das Atelier, das sehr geräumig war, mit allerlei Volk, denn der Vortrag sollte beginnen. Die Freunde blieben natürlich.

Ferruccio begann, ohne viel Umstände zu machen. Er riß eine Mappe hervor, band sie auf, entnahm ihr ein Blatt und hielt es hoch. «Die Bilder, die ich zeigen werde», sagte er, «sollen Seelen widerspiegeln, die durch unsere Zeit verwüstet, zerstört, zugrunde gerichtet werden.

Diese Grimasse zum Beispiel ist das Lebensergebnis eines Menschen, der seinen Tag in einer Fabrik verbringt, abends heraustritt und sich an dem fröhlichen Straßengewimmel rächen möchte. Aber er ist schon zu schwach dazu.

Diese Kugel, die sich teilt, auseinanderrollt und in immer winziger werdenden Punkten verschwindet, stellt einen Menschen dar, der am liebsten vom Erdboden verschwinden möchte.

Hier dieses Chaos ist das Bild einer Selbstmörderin, die in einem Kinematographen zehn Jahre lang Geigerin war, zudem gezwungen wurde, sich wegzuwerfen, um ihr Brot zu verdienen. Die Seele, befreit vom Körper, kehrt zurück in das Lokal, in das schrille Tönen und grelle Leuchten, explodiert, vergeht mit allem Vergänglichen ...»

Derart ging es weiter.

Jackson lachte bis an die Ohren.

Wladimir sagte: «Wenn solche Bilder überall auftauchen, ist unsere Kultur verloren.»

Hans versetzte: «Sie haben ihren Wert. Sie müssen so gewertet werden, wie die Zeichnungen, welche Wahnsinnige an die Wände ihrer Zellen kratzen.»

Lucia dachte: «Was will das Schicksal durch die Bilder zu mir sagen? Solang ich unter ihnen leide, ist etwas in mir, das wert ist, zer-

stört zu werden. Bin ich noch zu eng, zu unduldsam, zu blind?»

Ferruccio zeigte jetzt unversehens Abbildungen von Zeichnungen aus der Steinzeit-Periode. Das Publikum merkte nichts und grölte weiter.

Lucia fühlte das Bedürfnis, mit dem Künstler allein zu sprechen. Nach dem Vortrag, als sich das Volk verlaufen hatte, entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihnen.

Er: «Ich vertrete das Chaos.»

Sie: «Wie ist das möglich, da Sie doch selbst ein Organismus sind?»

Er: «Und was für einer.»

Sie: «Man kann im Geistigen einen Punkt erreichen, wo man die Welt als Einheit erkennt. Sie aber beharren im Zerstückeln, Zerstäuben, Zergehen.»

Er: «Ich sehe nichts anderes. Auch ich trage die Signatur des Todes.»

Sie: «Offen gestanden, mit diesen Bildern möchte ich niemand, den ich wahrhaft liebe, beschenken. Sie geben Schlangen statt Fische.»

Er, mit heftiger Stimme: «Lassen wir das. Kann ich mich anders am Leben erhalten?

Wenn mir jemand die Möglichkeit dazu gibt, werde ich bessere Taten verrichten. Aber die Leute wollen immer nur predigen. Ich predige wenigstens, was ich tue; Sie – was Sie nicht tun. Zum Teufel, lassen Sie mich doch in Ruhe.»

Er schrie. Lucia war blaß geworden. Ihr Herz schlug heftig. Die Freunde zogen sie eilig weg. Draußen fingen sie über das cholerische Temperament zu scherzen an.

Aber Lucia kam nicht so leicht von dieser Szene los. Sie trennte sich von den Gefährten. Zu Hause, in der Einsamkeit, versuchte sie die Vorwürfe, die sie Ferruccio gemacht hatte, zu rechtfertigen.

«Er lebt in der Lust der Vernichtens», mußte sie immer wieder denken. «Er zerstört aus Neid und Rache und meint, er sei ein Prophet. Er vermehrt die Leiden der Erde. Weiß er denn nicht, daß diese der Stern der Erlösung ist? Kann er das Ziel der Heiligen nicht schauen? Fühlt er nicht, daß seine Bilder neue Wundmale sind?»

Wie sie derart sann, stellte die Imagination

ein Gemälde vor sie hin. Sie sah Ferrucio auf einem kahlen Platze stehen. Er ließ seinen Leib von einem Sturm, der sich erhob, als Orgel gebrauchen. Ich predige das Chaos, dröhnte es aus ihm in allen Tonarten. Sein Leib stand schief und hielt kaum stand. Der Orkan wurde stärker. Zuletzt fegte er Ferruccio quer über den Platz hin, bis er an einem Häuschen anschoß und dieses und sich zertrümmerte.

*

Lucia beschloß, es mit Ferruccio als Zeichenlehrer zu versuchen.

Er kam in Freudenaufruhr, als er den Vorschlag hörte, und war schon für den nächsten Tag bereit.

Ferruccio war der Sohn eines italienischen Obsthändlers, der unter dem Kirchturm einer deutschen Stadt seinen Stand errichtet hatte und von dort aus mit einem Eselsgespann durch die Gassen hausierte. Fünfzehnjährig war er den Eltern davongelaufen. Er hatte damals eine Zimmerzofe verehrt und dem Vater manches Blumenstöcklein und Obstkörbchen

entwendet, um sie damit zu beschenken. Eines Tages war er von seinem Erzeuger entdeckt und fürchterlich mit einem Pfahl traktiert worden. Er hatte sich gewehrt und den Alten so unglücklich zu Fall gebracht, daß dieser einen dauernden Schaden davongetragen. Aus Angst war er geflohen.

Es zeigte sich bald, daß Ferruccio mit einiger Vorsicht behandelt werden mußte.

In seinem Wesen war etwas wie selbstgewollter Wahnsinn. Er zeigte sich immer auf dem Sprunge. Gang, Haltung, Mimik konnten nie zur Ruhe kommen.

Das Eigentümliche war, daß er stets einen Gegenpart haben mußte, um sich zu erleben.

Beständig zankte er mit jemand herum, mit den Modellen, den Hausleuten, den Statuen sogar. Traf man ihn ausnahmsweise allein, so schlief er wie ein Häufchen abgemähtes Gras.

Wenn man aus einer Gesellschaft kam, in der er sich stille hatte verhalten müssen, so drängte er in laute Gassen und ließ dort kurze Schreie ergellen, so daß sich jedermann er-

staunt umschaute, wo denn die Töne herrührten, er ließ sie nämlich vom Bauch her, wie aus weiter Ferne erschallen, ging dabei ganz stracks einher.

Für Damen war es ungemütlich, mit ihm zu spazieren. Jeden Augenblick stand er still, einem hübschen Mädchen nachzuschauen.

Lucia begegnete ihm einmal auf der Straße. Er begleitete sie, ohne daß sie ihn darum gebeten hätte, und zog sie schließlich gegen ihren Willen in einen Trödlerladen, woselbst er sich einen Pelz erstehen wollte. In dem niederen Raume waren die Kleider an der Decke wahllos aufgehängt. Schäbige Ladenhüter schlüpften dazwischen hindurch. Ferruccio ließ ein Stück nach dem andern herunterholen. Die Bedienung zog sich damit an, auf Befehl, und stellte sich in einer Reihe auf. Immer mehr kamen aus den Winkeln. Krummbeinige und Bucklige mußten sich mit Wolfs- und Schafspelz bedecken. Ferruccio schritt auf und nieder und nahm die Parade ab.

Der Trödler selbst war ein kleiner, untersetzter, etwas geduckt gehender Mann mit

Glatze und Bürstenschnurrbart, bescheiden, zudringlich und verständnisinnig. Ferruccio tat, als wäre ihm nichts am Geld gelegen. Der kluge Händler aber nannte den Preis nicht nur des ganzen Stückes, sondern auch der Teile, des Futters, des Stoffes, des Pelzbesatzes. Ferruccio meinte, daß er für geizig gelte; das war ihm peinlich. «Dies ist zu kostbar für Sie», sagte der Trödler. «Bringen Sie's her», schrie Ferrucio.

Lucia merkte, daß er im Begriffe war, sich das Teuerste aufschwatzen zu lassen. Sie sagte deshalb: «Das gefällt mir weniger als jenes.» Der Glatzenmann erkannte, daß sie seine Taktik durchschaut hatte. Er blinzelte ihr zu, als wollte er sagen: «Du sollst deinen Teil haben, sei kein Miesmacher.» Lucia fuhr erschrocken zurück. Sie merkte, daß man sie als eine zweifelhafte Person anschaute.

«Kommen Sie», raunte sie Ferruccio zu, «sehen Sie nicht, mit was für Augen wir betrachtet werden?» – «Wir?» – «Ich!» Sofort verwandelte sich sein Betragen. Er trat hart an den Trödler heran und schrie ihn an:

«Treten Sie mir nicht zu nah, Sie stinkendes Schwein.»

Der Mann, mit ihm das ganze Personal, entwich nach hinten. Ferruccio tat einige Schritte zur Verfolgung, dann sprang er auf die Straße, wo schon Lucia stand, und bot ihr seinen Arm. Sie sagte, bebend vor Zorn: «Ich werde nie mehr mit Ihnen spazieren gehen», erhaschte die Straßenbahn und fuhr davon.

Er war zu stolz auf seine Tat, als daß er Gram darüber empfunden hätte.

Ferruccio lebte nur in der Empfindung, oder vielmehr die Empfindung mit allen Höhen und Tiefen erlebte sich in ihm, ließ ihn steigen und fallen, warf ihn hierhin und dorthin, zwang ihn zu lieben, zu streiten, zu überwältigen, was ihm entgegengesetzt war. Er vermochte ihren Gewalten nicht Einhalt zu gebieten. Er wollte es auch nicht. Je unwiderstehlicher die Leidenschaft über ihn kam, um so göttlicher erschien ihm das Leben.

Lucia kam er als ein Kind vor, das man bilden mußte. Er war offenherzig und gutmütig. Sie mochte es ihm nicht abschlagen,

als er sie bat, ihm zu einem Porträt zu sitzen. Das Atelier, das er gemietet hatte, war kahl und nüchtern. Die gegipsten Wände von dem Staub der Kohlen, die in einer Ecke aufgeschichtet waren, schwärzlich. Das große Fenster von einem schmutzigen, dunkelgrünen Tuch halb verhangen. Das erstemal, da ihn Lucia besuchte, kam er nicht zur Arbeit. Die Zeit verging mit allerlei Vorbereitungen. Als sie wieder auf die Straße trat, fiel ihr auf, daß ihr Auge anders sehen gelernt hatte. Es stürzte sich mit einer gewissen Gier auf die Farben. Sie sah zum Beispiel mit brennendem Interesse eine rotgefärbte Mütze vom Ende der Gasse auf sich zuschwanken. Sie mußte das Gesicht dieses Dienstmannes betrachten.

Das nächste Mal begann Ferruccio zu malen. Er bat Lucia, so zu sitzen, daß sie nicht auf die Staffelei sehen konnte. Nach einer halben Stunde hatte er das Bild hingeworfen. Sie trat vor und tat einen leisen Schrei. «So bin ich nicht», sagte sie empört. «Für mich schon», versetzte er. «Ich male Ihre Seele. Folglich brauche ich mich nicht an ihr Äußerliches zu

halten. Mich interessiert nicht Ihr Ererbtes, sondern Ihr Eigentliches. Das erste ist sichtbar, das zweite nicht. Die Stirne, die Sie von Ihrem Vater haben, muß niedriger sein, als sie in Wirklichkeit ist. Die Haare gescheitelt, weil Sie weiblicher fühlen, als Ihre gewöhnliche Frisur zu sagen scheint. Der Hals muß kürzer und voller sein, von der Schlagader durchpulst, denn in Ihrer Liebe ist etwas Impulsives . . .»

«Liebe», fragte sie befremdet, «zu wem?»

«Zu mir.» Er umarmte sie plötzlich.

Sie gab ihm eine Ohrfeige.

Sogleich fiel er auf die Knie. «Gehen Sie nicht fort», bat er, «ich weiß jetzt, wie Sie sind. Alles, was ich in Ihnen sah, liegt in mir selbst. Ich zerstör' es.» Er sprang auf und zerfetzte das Bild.

«Glauben Sie mir, es war ein Augenblick», fuhr er fort. «Jetzt sehe ich Sie so, daß ich an Ihnen zur Besinnung komme. Ich blicke an Ihnen empor.»

Lucia glaubte vor einer Prüfung zu stehen. Sollte sie mit ihm brechen? Das hieße ein begonnenes Werk aufgeben, die Gefahren fliehen,

nicht mehr kämpfen. Dazu fühlte sie sich zu sicher und zu stark.

«Schon gut», sagte sie. «Betragen Sie sich bitte nicht wie ein Kind.»

Äußerlich blieb sie unbefangen, innerlich wappnete sie sich mehr als je.

Ferruccio aber suchte nach diesem Erlebnis das blendendste Restaurant auf. Er fühlte den Trieb in sich, ein Beefsteak mit einer Weltdame zu verschlingen.

*

IX.

Auch ihr Verkehr mit den andern Freunden gestaltete sich ziemlich problematisch.

Keiner kannte die Voraussetzungen ihres Wesens.

Jackson tadelte es im stillen, daß sie schon so bekannt mit der Welt war. Ihre Selbständigkeit berührte ihn peinlich. Er fühlte sich mächtig getrieben, sie zu beschützen. Aber in diesem Trieb lag etwas Gewaltsames, ein Entziehen und Einengen ihres Willens. Er wollte durchaus etwas Puppenhaftes aus ihr machen.

Wladimir hingegen schien sie viel zu wenig mit den Abgründen des Lebens bekannt. Er dachte immerfort mit Schmerzen: Sie ist noch allen Gefahren ausgesetzt. Er fühlte beständig die Pflicht, auf dunkle Dinge hinzudeuten.

Zwischen Jackson und Wladimir trat von

Anfang an eine gewisse Spannung ein, besonders, wenn sie beide zugleich mit ihr zusammen waren. Jeder warnte sie insgeheim mehr oder weniger deutlich vor dem andern.

Sie löste solche Situationen in Humor auf. Abgründe, aus denen allerlei Teufel stiegen, überbrückte sie, indem sie diese der Länge nach von einem Ufer der Kluft zum andern legte und auf ihren Rücken hinübertanzte. Sie konnte sehr schalkhaft sein.

Und das war nun Hansens Kummer.

«Sie ist zu geistreich, um sich zu entwickeln», dachte er. Er nannte sie in Gedanken oft leichtherzig, oberflächlich und spielerisch. Ihre gesellschaftliche Gewandtheit machte ihn zuweilen im höchsten Maße mißtrauisch.

Lucia behandelte alle vier gleichmäßig. Trotzdem wurden sie eifersüchtig. Sie begannen einander auf ihre Fehler hin zu beobachten. Sie gaben sich nicht mehr so große Mühe, sich zu verstehen. Jeder sonderte sich mit einem Grundgefühle ab. Wladimir wehmütig, Jackson kalt, Hans kampfbereit, Fer-

ruccio, indem er sich aus Wut verschleuderte. «Wenn mich der Freund wissentlich mißversteht und willentlich verletzt, so bin ich ein Fremdling auf der Erde», dachte jeder auf seine Weise.

Erst litt man darunter, daß man vom Tun des andern immer mehr abgetrennt wurde. Dann suchte man dieses Tun zu entwerten und sein eignes zu rechtfertigen. Schließlich ließ man seinen Antipathien hemmungslos den Lauf.

Wladimir bereute, daß er sich die letzte Zeit von seinen Lebensgedanken hatte abziehen lassen. «Eitler Spaziergänge und nichtiger Teegespräche wegen hab' ich die Reue vergessen und die Schuld verleugnet.» Sein Geist kehrte zu Lotte in das Gefängnis zurück.

Jackson gab sich wieder mehr mit Sport ab. Die Fischsaison rückte heran, er mußte sich daraufhin rüsten. Auch hatte seine Foxhündin Junge geworfen, es galt einen größeren Stall zu zimmern. Über den Gaukeleien mit den Tierchen vergaß er alle Seelenkämpfe.

Hans, dessen Drang nach Tätigkeit sich noch

steigerte, als er sich auf sich selbst zurückgewiesen sah, nahm die Einladung eines fortschrittlichen Vereines an, über Geschichte Vorträge zu halten. Er mußte in einem großen Bierkeller sprechen. Am Eingang stand ein Tischchen, belegt mit Broschüren, derart betitelt: «Geldsack und Gerechtigkeit», «Die heiligen Knochen und der Staatsanwalt», «Von Gottes Gnaden», «Die Jesuiten und deren Geheimnisse», «Gibt es eine Hölle? (Weltanschauung eines Freidenkers)», «Die Schulden der europäischen Staaten», «Darwin», und so weiter. Die Sammlung wird fortgesetzt, sagte ein Prospekt, und das nächste Heft sollte von Hans herrühren. Er sprach über römische Greuel des späteren Kaisertums. Im Saale wurde stark geraucht und Bier getrunken. Zuweilen klang ein mattes Bravo aus der dicken Luft zu ihm herauf. Am nächsten Tag las er sein Familienleben in den Zeitungen mit der Anmerkung: Er wäre der letzte, der über Sittenverderbnis reden dürfte. Er erwiderte, wurde noch mehr verdächtigt und lief zuletzt Gefahr, sich in Parteigezänk zu verlieren.

Ferruccio machte seinem grenzenlosen Bedürfnis, sich auszutoben, Luft, indem er Nacht für Nacht in zweifelhaften Lokalen saß und bellte, wenn jemand eintrat, der ihm mißfiel. Es entstand manche Prügelei, wobei er meistens retirierend Sieger blieb. Denn er verstand mit dem Messerlein zu drohen.

Jeder verurteilte die Taten des andern.

Da man in innerlichen Dingen die Fühlung immer mehr verlor, wurde die Sphäre, in der man noch miteinander verkehren konnte, von Tag zu Tag gröber.

Der Naturgenuß vereinigte sie nicht mehr.

Bei einer Rehkeule in Weintunke gelang es noch.

Am besten vertrugen sie sich im Strudel der Maskenfeste. Ein Tagesschriftsteller oder vielmehr dessen Frau, eine Bekannte Ferruccios, pflegte von Zeit zu Zeit ein solches zu improvisieren, indem sie unversehens ein Rudel von Freunden und Freundinnen nach Hause brachte. Der Mann konnte und mochte es nicht hindern. Diese Feste begannen meist sehr originell. Gegen das Ende arteten sie aus.

Wladimir, Jackson und Hans waren bisher an dem Treiben dieser Leute reserviert vorübergegangen. Als sie aber, durch Ferruccio eingeführt, das erstemal mitgegessen, getrunken, getanzt, gelacht hatten, fanden sie es nett.

Einst saßen die vier mit dem Schriftsteller in der Laube, die auf die Straße ging und tranken eine Flasche Wein.

Siehe, ein Motorrad kam herangerast, darauf saß ein Herr, hinter ihm, seinen Leib umklammernd, eine junge Frau, diese nach rückwärts gewandt. Beide sprangen ab und traten in das Haus. Hier sind wir geborgen, sagten sie. Aber nein, nicht so leicht. Denn ein zweites Velo flog heran, gelenkt vom eigentlichen Manne. Und zuletzt noch ein drittes, von dem ein Schutzmann stieg. Dieser verlangte die Nummern der Räder, behufs Strafanzeige wegen zu schneller Fahrt.

«Ich habe doch wohl das Recht, die Frau, die mir entführt wird, zu verfolgen», sagte der eine.

«Und ich das Recht, sie vor diesem Wüterich zu retten», der andere.

«Lassen Sie's für diesmal gut sein», baten beide.

Der Polizist trank einige Gläser Wein und ging.

Das so eingeleitete Spiel setzte sich fort. Man wußte nicht, was Ernst und Scherz war. Man blickte sich tief in die Augen. Man lehnte sich aneinander, wie es sich gab. Man fühlte sich ungehindert eins.

Dann kam Musik. Das Sieden löste sich ins Allgemeine.

Der Hausherr legte mitten im Saal den Arm um die Schulter eines Fräuleins und küßte es. Seine Frau kam dazu. Er sagte zu dieser: «Nun könnte man meinen, daß ich dich nicht liebe, weil ich eine andere geküßt habe. Aber so ist es nicht. Ich habe dich doch so – so lieb...» und er blickte sie schalkhaft-demütig an. Sie lachte. Die Musik begann von neuem. Beide faßten sich und drehten sich ganz allein im großen Saale. Die andern schauten zu und klatschten in die Hände.

Der Tanz hörte auf. Die Frau sank auf das Kanapee. Ein Herr kam, setzte sich neben sie,

lehnte den Kopf auf ihre Schulter, rief dem Gatten zu: «Du erlaubst?» Dieser kehrte sich um, verbeugte sich und sagte: «Bitte», ging hierauf gemessen zur Türe hinaus. Wieder klatschte alles.

Aber da tauchte er plötzlich auf der Balustrade auf und zielte mit dem Revolver nach den beiden.

Diese schrien auf und flohen hinter den Umhang. Er drang nach. Dort tranken sie dann zu dritt einen feinen Likör. Und so fort. Auf diese Art verlief der ganze Abend. Und ähnlich alle andern, die man in dieser Gesellschaft verbrachte. Niemand wollte durch den Schleier schauen. Auch die Freunde nicht.

*

X.

Allerlei Zustände und Begebenheiten in der Schule veranlaßten die vier, sich wieder mehr auf sich selbst und ihren Beruf zu besinnen.

Als Lucia das Institut zu leiten begonnen hatte, war das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ein äußerliches gewesen. Die Basis des gegenseitigen Verkehrs, schon durch die Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, flach und geschliffen. Es mußten viele Abgründe überdeckt werden. Man durfte nur auf der Oberfläche herumgleiten. Man vermochte nie so recht durch die Höflichkeit zur Herzlichkeit durchzubrechen. Auch war es den Lehrern unmöglich, an Kindheitserlebnisse der Schüler anzuknüpfen. Man konnte keine Fäden in die Vergangenheit ziehen. Die Eltern weilten meist in fernen Ländern. Das Wissen wurde

ziemlich mechanisch überliefert, die Arbeit Tag für Tag möglichst schnell auf gegebene Weise abgetan und fortgewälzt.

Lucia vermochte diesen Übelständen nicht so ohne weiteres abzuhelfen.

Die Schüler lernten, was zu lernen war, mehr oder weniger. Dann erst begann für sie das eigentliche Leben. Sie nahmen die Skier und stiegen zu Berge, sie zogen Lackschuhe an und gingen ins Kaffeehaus, sie legten Bänder und Bierzipfel um und versammelten sich im Wirtslokal. Auf diese Freiheit sehnten sie sich den ganzen Tag. Der Lehrer mochte glauben, daß die fröhliche Aufgeregtheit seiner Klasse eine Folge seines witzigen Unterrichtes sei. Sie hatte aber ihren Grund darin, daß heute mehr Knaben als sonst das Badezeug mitgebracht hatten, daß es also diesmal einen besonders erlebnisreichen Zug sonnenverbrannter Gestalten den Fluß entlang geben würde. Pläne gingen um, während der Lehrer vortrug. Keiner hörte zu. Der Lehrer meinte, er unterrichte anregend, aber die Knaben mußten sich einfach Luft machen, mit unruhigen

Füßen strampeln, die Arme in die Luft wirbeln, losplatzen . . .

Kaum war die Stunde zu Ende, so lief die Bande fort, die steilen Gassen hinunter, dem Flusse zu, überrannte alles, zog unterwegs schon Rock und Hemd aus, warf sich, kaum angekommen, mit Gejauchze in die Wellen.

Sie waren immer darauf aus, Abenteuer zu bestehen. Einmal hatten sie sich dran gemacht, einen Fischkasten, der im laufenden Wasser stand, zu leeren, als der Wasserpächter auf dem Velociped gefahren kam. Sie liefen weg. Er jedoch fuhr ihnen vor, den Badeplätzen zu, wo ihre Kleider lagen. Da fingen sie an, ihn mit Steinen zu bombardieren, bis er stürzte und liegen blieb und ins Spital verbracht werden mußte.

Es gab unter den Schülern verschiedene Gruppen. Das Schäumen, Schreien und Kraften der eben beschriebenen wurde von einer zweiten nicht gerade geschätzt. Diese war eine Vereinigung zierlicher Herrlein, die sich dem Mannesalter zu nähern suchten durch Pflege ihrer äußeren Erscheinung. Sie trugen steifen

Hut, gebügelte Hose, herrliche Krawatte, im Sinn und in der Absicht noch viel Schöneres. Zu Hause, in der Schublade, verborgen vor den Eltern, bewahrten sie ein Töpfchen mit Goldrand, worauf abgebildet war ein edler Mann mit feurig-starrem Blicke und aristokratischem Bart. «Denn was unmöglich war bis heute, hat sich erfüllt: Das Gesetz des Haarwuchses ist gefunden. Wo nur ein Tropfen dieses Wunderbalsams hinfällt, sproßt sogleich üppig Haar.»

Da dies demnächst eintreffen mußte, hatten sie Rasierzeug, Paste, Puder bereits gekauft und sich im Schaben und Salben vorgeübt, alles heimlich, aber die Wirkung blieb nicht verborgen. Die ganze Gruppe erschien eines Tages mit mehr oder weniger geätzten Wangen. Das Kosmetikon hatte Arsenik enthalten.

Dieser Ausschlag war ihnen zur unrechten Zeit gekommen. Aus folgendem Grunde. Sie besaßen einen Berater ihrer werdenden Männlichkeit. Es war ein fünfzigjähriger Herr, der sich viel auf Reisen befand und überall, im D-Zug, an der Table d'hôte, auf dem Passa-

gierdampfer den Menschen die Hemmungen ihres Seelenlebens aufdeckte. Zweck? Er wollte sie gesund machen. «Das ist meine Pflicht.» Während der Sommermonate, die er hier verbrachte, nahm er sich gern dieser Jünglinge an, verweilte sogar etwas länger ihretwegen. Mit Vorliebe erzählte er, wie er, um sich selber zu befreien, eine Reise um die Erde gemacht hatte. Angesichts des Himalaja war er von Kolik befallen worden. Das Rote Meer hatte ihm fürchterliche Magenschmerzen gebracht. Die Fahrt über den Stillen Ozean benötigte ein anderes Abführmittel als die über den Atlantischen. Kurz, er hatte viele nützliche Maximen und Mittel, die Hygiene des Magens betreffend, gefunden.

Von Gestalt war er ein kleines, ausgemergeltes Männchen. Die Haare klebten dünn am Kopfe, die Augen standen schief, die Fläche um sie herum war wie schmutziger Schnee. Er hatte eine Sattelnase.

Seine Erfahrungen waren von ihm in einem Buche niedergelegt, das demnächst im Druck erscheinen sollte. Die Korrekturen gingen in

der Klasse umher, während die Lehrer die herrlichsten Gedichte rezitierten.

«Wenn nur jeder so lebte wie ich», pflegte er zu sagen, «dann würde die Menschheit gesunden.»

«Nur nie Gewissensbisse haben», riet er den jungen Freunden. Er versprach ihnen, sie mit gewissen Damen bekannt zu machen.

Aber an dem Tage, da dies im elegantesten Kaffeehaus geschehen sollte, entstand jener Ausschlag im Gesicht von der zu oft gebrauchten Paste. Die Eitelkeit verbot den Herren hinzugehen.

Die dritte, an Zahl geringste Gruppe pflegte in einem Lokal zusammenzukommen, das einem berühmten Bräuhaus nachgebaut war. Es bestand aus einem Keller mit zwei Galerien, die in Einzelstuben abgeteilt waren. Die hinterste derselben, in die sich selten jemand verirrte, war der «Libertas» eingeräumt worden. Von hier aus konnte man alles übersehen, ohne selbst erblickt zu werden.

In der Tiefe des Kellers reihte sich Faß an Faß, senkrecht aufgestellt, als Tische dienend, das Seidel abzusetzen.

Rechts im Hintergrunde befand sich eine Wasserleitung, wo der Gast den Krug schwenken, links im Hintergrunde ein Schenktisch, wo er ihn wieder füllen lassen konnte. Dort waren auch Postkarten zu kaufen mit den Abbildungen der dicksten Biertrinker der Welt.

Vorn erhob sich ein kleines Podium als Standplatz der Bauernkapelle, die hemdärmelig, in roter Weste und schwarzer Hose, den steifen Hut im Nacken, zu Zither und Harmonika endlose Potpourri sang, stets nur die erste Strophe, bis eine Melodie im Publikum einschlug, aufgenommen und nicht eher losgelassen wurde als die Kehlen, trocken geworden, «Bier her» schrien. Dann rollte eine kugelige Kellnerin heran und neigte den Busen lieblich und schuldlos lächelnd den Froschaugen und Kuhstirnen.

Hier verbrachte also die «Libertas» ihre freien Nachmittage und trank sich nach dem etwas modifizierten Dresdner Komment einen gemeinschaftlichen Rausch.

*

XI.

Das Denken Lucias war an diese Mißverhältnisse gebunden wie an eine Störung und Verletzung des eigenen Körpers. Sie konnte sich jedoch über das Treiben der Knaben nicht verwundern. Sie sah darin nur ein Hineinwachsen in die bestehende Welt. Diese war von Verwesung aller Art durchdrungen. Wer in sie hineingeboren wurde, mußte davon erfaßt werden.

Sie rief die Lehrer zu einer Beratung, und zwar bei ungedecktem Tisch, zusammen. Jackson vermißte seinen Malaga, Ferruccio das Backwerk, Wladimir den Tee und Hans die Zigarre. «Wir haben nicht gerade angenehme Dinge zu verhandeln», sagte sie und legte jene Zustände dar.

Hierauf fuhr sie fort: «Die Jugend kann

nur gebessert werden, wenn man sie zum Kampfe gegen das Alte erzieht. Die Schule sollte ein Abbild des künftigen Erdendaseins darstellen. Durch sie müßte die neue Menschheit prophetisch vorgelebt werden.»

Sie blickte zum Fenster hinaus auf die Wiese, wo sich die Jünglinge in allerlei Kraftübungen gefielen und sprach: «Man schaue doch, ihre Muskeln bewegen sich nach Rhythmen, die wundersamer fließen als die der Alten, nach Melodien, die mächtig sind, die Erde zu verwandeln. *Wir* sollten die Lauschenden und Lernenden sein. In ihrem Denken ruht tiefere Erkenntnis, in ihrem Fühlen stärkere Liebe, in ihrem Wollen edlere Sitte. In ihren Bewegungen ist ganz neues Schicksal verborgen.

Gegen diese ihre innere, ihnen selbst noch unbewußte Welt rückt die äußere heran, scheinbar wertvoll und erstrebenswert, im Grunde aber niederträchtig, und täuscht und zerstört.

Wir wollen der Jugend zurufen: Erhebt euch von Anfang an gegen die äußere Welt,

in der Abwehr, im Aufbrausen, im Kampf. Zertretet die Gemeinheit, ob sie euch in der Maske des Genusses oder der Autorität entgegentritt. Verherrlicht das neue Sein in euch.

Ich weiß, so zu wirken ist schwer. Die Jugend lebt schon zu sehr im Snobtum der Eltern. Sie vermag ihre eigenen Möglichkeiten gar nicht mehr zu erkennen.

Wir müssen ihre Liebe gewinnen. Das gelingt uns nur, wenn sie ihr Eigenstes in uns erblickt. Wir müssen in uns selbst die Bilder der neuen Menschheit formen und mit Leben erfüllen. Wir müssen uns unermüdlich üben, selber Kämpfer gegen das Bestehende zu werden und als solche bei der Jugend Begeisterung zu wecken.»

«Es handelt sich um etwas ziemlich Triviales», schloß sie mit dem ihr eigenen Lächeln, «nämlich um Selbsterziehung. Damit wir gleich damit beginnen, habe ich Ihnen heute weder Wein, noch Tee, noch Zigarren, noch Zuckerzeug vorgesetzt. Ich habe immer beobachtet, daß man auf andere viel mehr wirkt, wenn man sich Wünsche versagen kann.»

Sie spottete hierauf über die Zwistigkeiten, Intrigen und Streiche der letzten Wochen.

Die Freunde kamen mit Rechtfertigungen und Anklagen

«Lassen wir das», sagte sie, «sonst werden wir noch kleinlicher. Fangen wir lieber von vorne an.»

Man gelobte es.

*

Lucia vermochte darin, daß die Erzieher verschieden waren, nur ein Glück zu sehen. Die Kinder konnten so in die verschiedensten Welten schauen. Jedes durfte seinen angemessenen Führer finden. Hauptbedingung war, daß die Freunde wahrhaft gegeneinander blieben. Sie versprachen sich, möglichst viel voneinander zu lernen. Jeder Konflikt, der auftrat, sollte zum Anlaß werden, ein neues Problem zu entdecken und zu lösen. Man gestand sich frühere Antipathien ein. Man ersah daraus, daß man sich eigentlich vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an in dem oder jenem feind gewesen. Nun gelobte man sich

als erste Pflicht, stets, wenn man einen Mangel am andern erblickte, etwas in sich selbst zu bessern. Jeder sollte auch den geringsten Begehr, die Freunde zu korrigieren, unterlassen und stets nur an sich selbst arbeiten. Aber auch darüber durfte nicht gesprochen werden. Sie waren überzeugt, daß derart die innere Verwandlung die äußere nach sich ziehen mußte.

So ging denn zunächst jeder stille seinen Weg.

*

Hans formte in seiner sachlich-wahrhaftigen und gerechten Seele das Bild der Menschheit. Sie erschien ihm als ein einziges Wesen, dessen verschiedene Organe die mannigfaltigen Völker sind. Jedes derselben hat seine besondere Aufgabe. Keines darf darin geschmälert werden. Die Regelung des Ganzen muß aus dem Streben der einzelnen Teile nach Einheit hervorgehen. So dachte er. Mochte der Italiener durch Leidenschaft und Überwindung derselben, daraus ersprießt das Mitempfinden — der Franzose durch Verstand und Vergeisti-

gung desselben, das führt zur Grazie – der Engländer durch Selbstbewußtsein und Verinnerlichung desselben, so entsteht Würde – der Russe durch Hingebung und Läuterung derselben, das ist Opfer – in dem Menschheitswesen leben, der Deutsche wollte es durch Denken und Objektivierung desselben, derart öffnet sich der Weg zum Geist.

Lucia sagte einst zu Hans: «Ein süßes Gefühl tritt auf meine Lippen, wenn ich vor einer Wiese sitze. Es durchrieselt mich, indem es mein Wesen gesundet. Es heiligt und erneuert mich.»

Hans fühlte ähnlich, wenn er sein Denken übte, ohne die Leidenschaften und Wünsche mitreden zu lassen. Er vermochte sich durch ein derartiges Werten von jeder Verwirrung und Unruhe, von Eitelkeit, Mißtrauen und allen anderen Fehlern der Seele, von jeder Krankheit und Verödung seines Innern wiederherzustellen. In ihm wirkte das Denken gerade so wie die Natur. Es zeigte ihm den Weg zur geistigen Gesundheit. Auch die Gottheit wollte er im Denken erfassen. «Darin besteht die

Religion», pflegte er mit Fichte zu sagen, «daß man in seiner eigenen Person und nicht in einer fremden, mit seinem eigenen geistigen Auge, und nicht durch ein fremdes, Gott unmittelbar anschaue, habe und besitze. Dies ist aber nur durch das reine und selbständige Denken möglich. Denn nur durch dieses wird man eine eigene Person und dieses allein ist das Auge, dem Gott sichtbar werden kann.»

Er forderte für jeden Menschen ein uneingeschränktes Selbstbestimmungsrecht. Er zeigte, daß ein solches, wenn es vom reinen Denken geleitet wird, zu dem Verantwortlichkeitsgefühl für alle führt. «Das Selbstbewußtsein muß Gefäß für das Menschheits-Ich werden, sonst ist es nicht wert, ewig zu sein.»

In dieser Denkart wollte er die Schüler unterrichten. Er legte das Hauptgewicht der Erziehung darauf, daß sie den Gedanken der Selbstregierung erfaßten und anwandten. In seinen Stunden war ein eigenes Schülerparlament. Er wollte nur in Freiheit und für Freie wirken.

*

Jackson langweilte es, beweisen zu hören, daß der Mensch auf sich selbst beruhen müsse. Wenn man von der Stärkung des Charakters redete, begann er auf und ab zu schreiten und allerlei Turnübungen zu probieren. Wer macht es nach? Er kam sich überlegen vor. Solche Gespräche unterbrach er gerne, indem er von seinen Bergbesteigungen redete. Wer hatte diese Höhe erreicht? Wessen Blicke reichten so weit? Seine Weltansichten brachte er mit Gutmütigkeit vor. Er wünschte jedermann das Beste, freilich nur, wie Wladimir behauptete, damit er noch weniger auf andere einzugehen brauchte und bleiben konnte wie er war. Auf die Freunde wirkte es ein wenig ermüdend, immer wieder und stets mit den gleichen Worten dargelegt zu bekommen an der Kleidung, dem Schuhzeug, dem Rasierapparat, der Schreibmaschine und so weiter, wie das Beste das Billigste ist, wie Schönheit und Zweckmäßigkeit identisch sind, wie die Kunst der Nützlichkeit dient und der Kaufmann den Gelehrten ersetzt. Aber jedermann sah ein, daß Jackson als Erzieher unentbehrlich

war, schon der Erfahrungen wegen, über die er verfügte, die von den andern gar nicht in den Gedächtnissen gesammelt und bewahrt werden konnten (das Wladimirs war zu sehnsüchtig-ungeduldig, das Ferruccios zu phantastisch, das Hansens zu ideal gerichtet), die aber doch den Schülern vermittelt werden mußten. Denn ein Mensch, der nichts von Technik, Handel, Ökonomie, Kursen, Zinsen und so weiter verstand, war nicht stark genug, sich in der heutigen Welt zu halten.

Jackson wußte von jedem Produkt, woher es stammte, wie es bearbeitet wurde, wer es entdeckt hatte. Freilich kam es dabei immer auf ein Lob seines Vaterlandes hinaus. Aber wer mochte ihm das verargen?

Er besuchte mit den Schülern Warenhäuser, Fabriken, Elektrizitätswerke, Maschinenräume und so weiter. Aus einem Kleiderladen ein Gedicht zu machen, aus einer Gemüseausstellung das verlorene Paradies wieder herzustellen, auf einer Postkarte Religion zu vermitteln – dahin ging sein Trachten. Er legte dar, daß der ehemalige Tempel zum heutigen

Warenhaus geworden sei. In diesem ströme nun das Wollen aller Welt zusammen. Hier finde man die Stätte, anzubeten. An neuem Altare würde die Menschheit versammelt. Der Priester wäre Verkäufer geworden.

Den Gedanken der Selbsterziehung griff er mit Begeisterung auf. Er erhob sich in der Folge noch eine Stunde früher als sonst, um vor dem Frühstück die gewohnte Schwimmtour auszuführen. Durch die Schilderung des Bades bei Sonnenaufgang gewann er sich viele Schüler zu Jüngern. Sie machten es ihm nach. Sie versuchten von nun an zu erreichen, daß sich wie bei ihm ein starker Oberarmmuskel durch den Ärmel des Rockes zeichnete. Ein straffes Gehen, ein kühnes Schauen, ein brauner Teint wurde Sitte. Dadurch, daß diese Jünglinge eine stolze Haltung annahmen, fiel das Unedle, Schleichende, Heuchlerische von ihnen ab. Jackson mußte sie oftmals bitten, daß sie gefährliche Klettereien, die sie zusammen ausführten, verschwiegen. Das gewann ihm ihre Liebe.

Die Kraft, die sie derart entwickelten, wandte

er auf anderes an. Er suchte zum Beispiel durch Schreibübungen den Willen und die Aufmerksamkeit der Schüler zu erhöhen. Zu Hastige veranlaßte er, konsequente Steilschrift anzunehmen, Niedergedrückte mußten zackiger und schärfer schreiben. Er wußte ihnen plausibel zu machen, daß die Selbstbeherrschung das Leben bereichert und nicht verarmt. Und er hatte die größten Erfolge zu verzeichnen.

*

Wladimir wohnte in einem vielzelligen Mietsgebäude. Er achtete nicht darauf, was für Menschen links und rechts neben ihm hausten. Ein Dienstmädchen, vom dem er nicht einmal den Namen wußte, brachte ihm jeden Morgen seinen Kaffee. Es war ein siebzehnjähriges Kind. Wochen vergingen, er hatte es kaum angeschaut.

Da zog ein neuer Mieter ein, es war ein Offizier vom Balkan, der das Kriegsjahr 1912 mitgemacht hatte. Er wollte sich hier erholen. Er kam immer sehr spät nach Hause und schlief tief in den Tag hinein. Seine Gestalt

war klein, gedrungen und etwas dachsähnlich. Das Gesicht aufgedunsen und verdrießlich und nur im Gespräche von einer mechanischen Höflichkeit bewegt. In seinem Teint etwas Kohlenartiges, obwohl er sich jeden Morgen lange wusch und rasierte.

Eines Nachts hörte Wladimir, daß sich ein Weib bei ihm befand; er redete, sie blieb still. Am nächsten Morgen, als das Mädchen dem Leutnant das Frühstück brachte und dieser fragte: Wie geht es Ihnen? merkte Wladimir am Ton ihrer Stimme, daß sie es gewesen war. Sie hatte also alle die schamlosen Worte gehört, ein solches Kind. Der Umstand, daß der Offizier nicht mehr du, wie in der Nacht, zu ihr sagte, ließ alles Leid, das künftig über das Mädchen kommen konnte, in Wladimirs Seele emporsteigen. Er wurde von einem unheimlichen Hasse erfaßt und lief, um davon loszukommen, auf die Straße.

In der Tonhalle war ein Morgenkonzert. Wladimir löste eine Karte. Erst als die Töne der Musik an sein Ohr klangen, verging sein Zorn. «Ich kämpfe mit dem Schwert des

Lichtes», dachte er. «Siehe, du Kohlenangesicht, was es für andere Feuer gibt als dein finsteres, fressendes, schwelendes. Nie sollst du mir in das Gedächtnis kommen, ohne daß ich dir meinen klaren, bestimmten, unerbittlichen Glanz entgegenstrahle.»

In der nächsten Nacht schreckte ihn ein häßliches Lachen aus dem Schlafe. Das Mädchen war wieder bei dem Offizier. Wladimir wollte nichts hören und mußte doch horchen. Er schlief ein und fuhr von neuem auf. Er fing zu fiebern an. Der Kopf begann zu schmerzen. Es quälte ihn, daß er sein Inneres nicht zu verschließen vermochte. Er wollte sich dazu zwingen. Doch da redeten die Gedanken in ihm: «Es handelt sich nicht darum zu ruhen, sondern in den Abgrund zu steigen und zu erlösen.»

Er hielt diese Gedanken fest und stärkte sich an ihnen. Da hatte er ein Erlebnis seltsamster Art: Der äußere Mensch schlief wieder ein, der innere jedoch blieb wach. Die Sinne stellten den Dienst ein. Die Seele löste sich aus ihnen und schaute. Wladimir fühlte sich ge-

teilt. Er wußte, daß Augen und Ohren verschlossen waren. Er nahm mit andern Organen wahr. Durch diese erblickte er die Gedanken des Offiziers als Wesenheiten. Er erkannte deren Wirkungsart. Er sah sie auf die Seele des Mädchens eindringen und diese fesseln, betäuben und zerstören.

Wladimir entsetzte sich. Er schrie um Hilfe, aber nicht mit der Stimme des Mundes, denn diese war im Schlaf gebunden. Nein innerlich. Erst konnte sich der Geistesruf nicht lösen, er war ein Ächzen, dann riß er sich los, schwang sich fort und erdröhnte wie eine Posaune: «Hört mich da drüben, laßt voneinander, Mädchen weine, Mann erkenne den Dämon in dir.»

Nun schwieg es in Wladimir, wartete, was auf diese Warnung geschehe, und lauschte angestrengt gegen die Zwischentüre: «Das Dunkle ist nicht mehr abgeschlossen. Es kann nicht mehr wirken, ohne offenbar zu werden. Es fühlt den Ton über sich, der mahnt und richtet, und muß sich schämen oder fliehen.»

Auf diese Gedanken hin sah Wladimirs

Geist ein Wesen durch die Wand kommen, auf Händen und Füßen, gleich einem Tier, die Zähne blecken und zum Sprung ansetzen.

Wladimir erschrak darob und floh ins Wachen zurück.

«Krieg», dachte er, indem er die Augen aufriß, «Krieg bis auf das Blut ist zwischen Gut und Böse.» Grauen erfüllte ihn. «Das Wesen wollte mir das Leben rauben. Kann ich mich wehren, wenn es wieder kommt? Es war nicht Traum. Nein, diese Gefahren sind Wirklichkeit. Solche Seelen gibt es. Der Offizier ist nicht die einzige. Fast jeder Mensch ist so und viele sind noch schrecklicher. Muß diese Erkenntnis mein Leben leiten? Ach dann kommen nur noch Qualen. Und keine Freude mehr. Ist mir nichts Tröstliches bereitet? Neigt sich nie ein liebliches, heiteres, scherzendes Antlitz zu mir? Ist das mein Erdendasein? – Dann will ich weinen.»

Er begann das Schicksal anzuklagen.

Doch siehe, da erschien ihm Lottes leidendes Gesicht. Ach! es war ihm lieber als der gütigste Blick. «Nicht bei euch, ihr glücklichen Seelen,

will ich sein. Da würde ich vergessen, was mein Beruf ist: – die dunklen Geister zu erlösen . . .

Ich wollte ruhen, ich sorgte mich schon, ob ich mehr oder weniger behaglich in meinem Zimmer schlafen kann. Aber ich muß wachen. Ganz unwandelbar erscheint mir zwar der Geist, der mir heute nacht begegnet ist. Aber die Begegnung geschah, damit ich auf Mittel sinne zu helfen, und nicht auf Wege zu fliehen.

Ist es denn nicht wichtig, daß dieser Offizier mit der ordengeschmückten Brust, der im Kriege tötete, erst mußte, dann wollte, dann sank, weil er lernte, gern zu töten – in Berührung mit entgegengesetzten Kräften kommt? Und die kann ich vermitteln.

Auf dem Balkan bricht's wieder los. Er wird hingehen und von neuem töten. Er wird vielleicht getötet werden. Vorher wurde er vom Schicksal zu mir geschickt. Ach, und jetzt weiß ich: In seinem Lauschen auf die Posaunenstimme, bevor er auf mich stürzte, war fragende Qual. – Edler Soldat, denn edel bist

du, du setztest dein Leben ohne Zögern ein. Du opfertest dich für dein Volk und deshalb liebt dich Gott. Du kämpftest für ein Großes. Nur scheinbar sind wir Feinde. Aber den Dämon in dir, den mußte ich treffen. O kämpfe auch du gegen das Niedere in mir. Dann dürfen wir doch Brüder sein.»

Er trat an das Fenster und schaute auf die schlafende Stadt. Wie stille war sie. Aber in der Stille wogte ungeheure Bewegung. Wellen schlugen heran. Das Meer war dick und trübe. Die Seelen staken tief im Schlamm. «Ich bin da, um sie herauszuholen. Dafür lebe ich. Nie mehr darf ich klagen, daß ich keinem Menschen etwas bin. Es kommt nur auf mein Wollen an. Christus stieg in die Hölle; sollten seine Jünger ihm nicht folgen? Diese Tat ist göttlich. Wer täte sie, wenn nicht der ganz Einsame, der weder Freund, noch Frau, noch Kind hat. O wie herrlich ist es doch, ein Ziel zu wissen, ein Gut für sich in seiner Brust zu tragen und nicht nur Erinnerungen früherer Schuld – »

– –

Die Freunde sahen Wladimir, der so schwere Kämpfe durchmachte, als sanft an, und doch war er der unerbittlichste Mensch.

«Jeder Mensch hat das Recht, zu leben wie er will», sagte er zu sich. «Ich darf keinem verbieten, Leib und Seele zu verschleudern. Nur bei völliger Freiheit gilt die Wahl. So sagt Hans. Und er hat recht, und ich begreife ihn. Ich begreife aber auch, daß durch das Leben, das die meisten Menschen führen, die Fähigkeit, das Gute zu wollen, immer mehr verringert wird. Sie verfallen der Ohnmacht, von sich aus zu Taten innerer Verwandlung zu gelangen. Sie sind zuletzt nicht einmal mehr imstande, sich eine Entwicklung zu *denken*. Was dann? Schließlich müssen sie dennoch, und zwar gegen ihren Willen, erlöst werden. Sie sind am Ende so schwach, daß sie gar nicht anders können als einen Teil ihrer Lasten denen aufbürden, deren Wille es ist, für andere zu leiden. Wer trinkt, hat einen unangenehmen Atem, und wenn er auf Liebe hofft, muß er das Mitleid ertragen. Weist er das Mitleid ab, so wird er nur hilfsbedürftiger und kann noch

weniger den pflegenden Händen widerstehen. Schlägt er nach diesen, so nimmt man seinen Haß als Krankheit. Man zürnt ihm nicht, man verdoppelt die Mühe, man wird sein Diener. Es gibt gebende und nehmende Menschen. Zwei Lebensarten sind. Jetzt wähle, ob du erlösen willst oder erlöst werden mußt. Der mächtigste Gedanke ist der des erlösenden Menschen. Drum ist er auch der ‚regierende'. Drum hilft hier weder Spott, noch Trotz, noch Wut, noch Sinken, noch Mit-sich-Niederziehen, noch Nicht-dran-Denken, noch Flucht, noch Tod . . . »

Auf dieses Ziel hin ordnete Wladimir sein ganzes Leben, studierte er Bücher, las er Zeitungen, wertete er die Freundschaft, wirkte er in der Schule.

Mit den oberen Klassen machte er Gänge durch arme Quartiere. Über die Blicke und Worte, die ihnen nachgeschickt wurden, bat er die Schüler nachzudenken. «Spürt ihr nicht», sagte er, «wie sich dicke und dunkle Wolken über diese Stadtteile heben und gegen die lichten Promenaden hinüberziehen? Wir

wollen uns nicht verschließen. Dadurch weichen wir dem Gewitter, das kommen muß, nicht aus. Dadurch würden wir nur leer und öde. Dadurch machten wir nur eine Verdummung durch.»

Er sprach nicht aus, daß er bei diesen Worten an Jackson dachte.

Dessen Wesen wirkte so auf ihn, daß der Gedanke der Erlösung erlöschen wollte.

Den gewaltigsten Einfluß übte Wladimir auf die Schüler dadurch aus, daß er sie nie tadelte, sondern stets nur sich selber. Er sagte nie: «Man soll nicht lügen», sondern: «Ich log» und schlug sich an die Stirne.

Er pflegte zu sagen: «Wenn ich etwas Häßliches denke, so sehe ich mich stets aus einer dunkeln Kneipe treten und einen Schlag gegen ein kleines Kind, das vor der Tür steht, führen.»

Er wählte zu seinen Lieblingsschülern nicht sanfte, stille, gehorsame Knaben, sondern verschlossene, finstere, rasende. Wenn einer eine Bosheit verübte, wurde er aufmerksam und suchte ihn abseits zu bekommen und mit ihm zu reden. Die besten fand er unter den Zu-

rückgebliebenen. Trinker, Raucher, Flucher, angehende Banditen waren ihm willkommener als Muttersöhnchen. Besonders warb er um jene, die einen gewissen höhnischen Hochmut im Antlitz trugen. Er wußte, daß hinter diesem Ausdruck schon irgendeine Schuld lag und daß sie sich damit vor Beschuldigungen anderer zum voraus zur Wehr setzten.

Er kannte das Tier in ihnen, aber er wußte, es war im Grund nur wild, nicht böse, es war gutmütig und wollte Großes tun, aber man mußte es bisweilen streicheln, dann machte es hilfreiche Sprünge.

Einst besuchte er mit einigen das anatomische Museum. Als sie wieder auf die Straße traten und durch die eben gesehenen Darstellungen der Krankheiten schauend für die Verwesung der Menschheit geworden waren, diese auf allen Gesichtern erblickten und vom Entsetzen gepackt wurden, machte er den Gedanken der Erlösung in ihnen lebendig.

Er sprach: « Diese schmutzige, trübrote Gasse durchtorkelte ich einst und fragte mich dabei: ‚Was könnt ich noch begehren?' Ich

sah nach der Plakatwand, ich musterte die Genüsse der Erde, ich lauschte nach Worten und spähte nach Blicken, ich umfaßte die Gestalten, die vorüberhuschten, ich gab mich dem Wirrwarr hin, trotzdem ich wußte: ‚Nichts – nichts ist wert, erstrebt zu werden. Die Welt ist Todes voll, jedes Auge sagt's und die eigene sengende Seele. Was kann ich noch begehren?‘ Doch kaum ist die Frage gestellt, so steigt sogleich die andere auf: ‚Was kann ich geben?‘ und hinter dieser die Antwort, die einzige, die Sinn hat in diesem sinnlosen Augenblicke: ‚Das Leben – wie gerne.‘ Und schon ersehnt man die Gelegenheit. Ach, man kann nur durch Geben sich das Leben erwerben. Nun formt sich zu jedem Menschen das Bild, wie Gott ihn will. Seht, so bildet sich eine neue Gestaltenwelt. Sie steht jenseits der vergänglichen. Sie erlöst diese; in ihr, in keiner andern kann und will ich wohnen.»

Unter der Jugend war eine ungeheure Wißbegierde für diese Lebenszusammenhänge. Ihre Triebe ahnten die Wiedergeburt in all dem Vergänglichen.

Diese Art, wie er wirkte, sollte auch zum Dank gehören, den er Lotte zollte. Gerade dadurch, daß sie von der Welt abgeschlossen war, sollte sie die Menschen befreien. Alle Liebe sollte ihr Verdienst sein.

*

XII.

Auch Ferruccio warf sich auf die Selbstentwicklung. Jedoch in ganz ungeistiger Weise. Er staute seine sämtlichen Leidenschaften zurück, aber um so gewaltsamer waren dann die Ausbrüche derselben. Solchen Rückfällen folgten schwere Melancholien. Unbezwingliche Angst stieg in ihm auf. «Irgend etwas muß im Gange sein», pflegte er zu sagen. In der Nacht sprang er oft aus dem Bett und schrie: «Nun losschießen.»

In derartigen Zuständen, die furchtbar in ihrer Gebundenheit waren, tauchten Bilder auf.

Polizisten in dicht geschlossener, schwarzer Sturmkolonne, mit roten Helmen, die Gummischläuche zum Dreinschlagen über die Schultern gelegt, rannten die Straße herauf, die

Menge niedertretend. Er fühlte sich gezwungen, diese Szene mit dem Stifte festzuhalten. Er malte sie immer von neuem, indem er sie stets mehr entmaterialisierte. Zuletzt bestand sie nur noch in roten Blitzen, die gegen schwarze Mauern stürmten.

In seinem Zimmer verstopfte er alle Ritzen der Wand mit Lehm. «Wir haben Kriminalschutzleute in der Luft», sagte er. «Man darf sie nicht hereinlassen. Sie fesseln einen, wenn man schläft, und schießen.»

Er hatte die Beschreibung dieser Zustände immer mit allerlei Faxen verbunden, so daß sie von keinem Menschen ernst genommen worden waren.

Nun aber wurde es den Freunden stets gewisser, daß sein Geist gestört war.

Ihre Räte, mochten sie geartet sein, wie sie wollten, reizten ihn nur mehr.

Der Psychiater, den sie befragten, hielt eine Luftveränderung und einen Kuraufenthalt unter ärztlicher Aufsicht für augenblicklich geboten.

Hans besaß einen Freund, der eine Irren-

anstalt im bayrischen Hochland leitete und überdies privatim in seiner eigenen Villa Patienten anzunehmen pflegte, aber nur Leichterkrankte und diese in sehr beschränkter Zahl. Ferruccio war gern bereit, «Ferien zu machen», an dem von den Freunden vorgeschlagenen Orte. «Ich gebe zu, meine Nerven haben es nötig.» Er wollte aber allein reisen, nicht mit Hans. Es war Mißtrauen in ihm.

Da schlug sich Lucia zur Begleiterin vor, obschon sie die peinlichsten Verlegenheiten vorausahnte. Mit diesem Vorschlag war er einverstanden.

Es gab so viel zu bereden, zu laufen, zu packen, denn Ferruccio rührte keinen Finger, daß Lucia todmüde war, als sie mit ihm endlich im Zuge saß und dieser sich in Bewegung setzte. Sie war nicht imstande, dem Wechsel der Landschaften zu folgen, und schloß die Augen, um innerlich zur Ruhe zu kommen. So saß sie lange. Da hörte sie Ferruccio leise sagen: «Du träumst!»

Sie öffnete die Augen und wollte ihm das Du verweisen.

«Helena», sagte er zärtlich.

Sie merkte, daß er sie mit einer andern Frau verwechselte.

«Ich ging von dir», fuhr er fort, «du führst mich wieder zurück. Durch dich sah ich zum erstenmal die Welt. Früher war sie herrlich, jetzt ist sie teuflisch. Du zeigtest mir die öden Gassen, die dunklen Kirchen, die unterirdischen Wohnungen. Erinnerst du dich an den Spielplatz, umsäumt von gräßlichen Kasernen? Weißt du noch die Bewegung der vielen Menschen darauf? Der Vollmond stand am Himmel, in grünem Totenglanz, und fiel herab und erlosch und zersprang in tausend schwarze Kugeln. Wir Menschen sahen sie und trieben sie mit unsern Füßen in rasenden Spielen einher. Es wurde ein wüstes Durcheinander. Eine grelle Musik ertönte und sagte, wie wir sind. O wir sind böse geworden.»

«Sie träumen, wachen Sie doch auf», bat Lucia; die Tränen kamen ihr.

«Du weinst», fuhr er fort. «Damals weinte ich. Du sagtest: sei stark. Aber mein Herz, das Liebe haben mußte, war erloschen. Ich

verlernte, daß es Schönes und Häßliches gibt. Ich wurde wie die andern Menschen. Geliebte, da gingest du von mir und da verachtetest du mich. Ach, ich wußte ja, daß diese Leute sterben müssen, und dennoch lebte ich wie sie. Ich wußte es, o sieh mich nicht so angstvoll an, ich wußte es. Aber ich wurde gleichwohl wie sie. Einst ging ich durch die Gasse. Und stand vor einer graugrünen, blinden Glaswand stille. Sie führte in ein verrufenes Lokal. Hier wollte ich alles vergessen. Da standest du neben mir. Dein Auge schaute mich so angstvoll an. Ich sagte: Komm mit, du bist wie ich. Du sagtest: Nein. Ich lachte höhnisch. Da schlugst du zornig nach mir. Ich wich zur Seite. Du trafst das Glas und es zersprang und viele Kreaturen traten aus dem Hause und du flohest und ich verfolgte dich mit ihnen und wir bewarfen dich mit Steinen. Aber niemand traf dich. Zuletzt war ich müde. Mein Arm tat mir weh. – Nun bist du plötzlich wieder da und nimmst mich bei der Hand und führst mich fort, wohin, sag' mir wohin, ich bin so müde . . . »

Lucia dachte, daß er wahnsinnig geworden war. Sie machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Außer ihr und ihm befand sich niemand im Wagen. Sie bereitete sich vor, die Notglocke zu ziehen.

Aber bei der nächsten Station stiegen zwei Herren ein. Der erste war ein Schirmfabrikant aus Königsberg. Er erzählte, daß er auf der Reise von dorther achtzehn warme Würstchen verzehrt hätte. Der zweite war ein Weinreisender aus Lyon. Er entkorkte eine Flasche, die er aus seinem Köfferchen holte, schenkte ein Becherchen voll, bot es herum und sprach: «Ich habe in meinem Leben schon zwanzigtausend Flaschen geleert. Genehmigen Sie die ersten Gläschen des dritten Zehntausend.» Ferruccio begann mit den beiden ganz vernünftig zu reden. Man sprach von den Verstimmungen der Regierenden. «Stoßen wir auf den Frieden der Völker an.»

Als die zwei den Zug schon bei der nächsten Station wieder verlassen hatten, begann Ferruccio von neuem seine Traumgespräche. Er richtete sie aber immer mehr ins Leere. Sein

Mund murmelte, bald leise, bald lauter. Der Kopf bewegte sich in einem gleichförmigen Nicken.

Lucia bekam immer größere Angst. Sie wagte nicht, wie es ihre Absicht gewesen war, die ganze Nacht hindurchzufahren, sondern beschloß, in dem Grenzstädtchen zu übernachten.

Sie kamen daselbst um Mitternacht an. Das Hotel, das dem Bahnhof gegenüber lag, war schon dunkel.

Lucia zog die Glocke. Der Portier erschien, in Hemd und Hose, ließ die Reisenden eintreten, ging ihnen voran, die Treppe hinauf, zu zwei benachbarten Zimmern.

Ferruccio stieß ein Gelächter aus.

Lucia machte dem Portier ein Zeichen, daß ihr Begleiter geistesgestört sei, gab ihm ein großes Trinkgeld und bat ihn, das Zimmer Ferruccios nach einer Weile von außen zu verschließen.

Sie selbst wagte nicht, sich schlafen zu legen, sondern setzte sich auf einen Stuhl nahe der Wand, saß Stunde um Stunde und suchte zu

erhorchen, was der Nachbar täte. Sie fürchtete, er könnte das Bett anzünden, aus dem Fenster springen oder sonst etwas Wahnwitziges tun. Es blieb aber stille.

Um drei Uhr tagte es.

Aus dem Schwarz der Nacht erschien die graue Fläche des Bodensees. Nebel stiegen auf. Der Morgen blieb trübe.

Nun schlummerte sie noch zwei Stunden. Um sechs Uhr klingelte sie dem Portier und befahl ihm, den Kranken zu wecken. Sie wollte mit einem möglichst frühen Zuge fahren.

Aber Ferruccio war nicht aus dem Schlaf zu klopfen. Ein peinliches Warten begann. Es wurde neun. Der Wirt, der gerufen wurde, stellte sich unter die geöffnete Tür, bis er aus dem Bette stieg. Aber allein gelassen, legte er sich von neuem hinein. Als man zum zweiten Male nach ihm schaute, schlief er wieder. Nun riß ihn der Wirt wütend aus den Decken. Aber da wurde er störrisch. Eine Viertelstunde lang stand er im bloßen Hemde da und schaute auf die nackten Füße. Dann faßte er einen

zerrissenen Strumpf und hielt ihn dem Wirt unter das Gesicht. Hierauf Hemdbrust, Hose, Rock, drehte die Stücke nach allen Seiten. Sie gaben ihm Anlaß zu unerschöpflichem Gelächter.

Plötzlich aber beeilte er sich. Das duftende Frühstück, das an der offenen Tür vorbeigetragen worden war, hatte ihn gelockt. Nun ging alles glatt. Sie konnten noch den Mittagszug erreichen. Als sie das Hotel verließen, sagte er: «Es freut mich, daß ich den Wirt geärgert habe. Nicht wahr, ich hab es geschickt gemacht.» Endlich saß man im Wagen.

Der Lärm der Fahrt schien gesundend auf ihn zu wirken.

Als sie um fünf Uhr den Kurort erreichten, zeigte er sich ganz bei Sinnen. Er faßte die Koffer und trug sie Lucia voran zum Kutscher.

Angekommen in der Pension, ging er sofort auf das angewiesene Zimmer, um sich vor dem Abendessen umzuziehen und auszuruhen.

Lucia suchte den Arzt auf, um ihn mit dem Falle näher bekannt zu machen. Einiges wußte er schon durch Briefe. Er war eben im Be-

griffe, in die Anstalt, die auf der andern Seite des Waldes lag, zu gehen, um die gewohnte Abendrunde zu erledigen. Lucia begleitete ihn und erzählte. Er hörte ziemlich gleichgültig zu.

Aus dem Walde tretend, noch zwischen den Stämmen der Tannen hindurch, sah sie plötzlich das herrliche Gebäude. Sie stieß einen Ruf der Überraschung aus, der den Direktor sichtlich belebte.

«Bis vor hundert Jahren ist es ein Kloster gewesen», sprach er und begann mit Begeisterung von dem Baustil zu reden. Er fragte, ob sie es besichtigen wolle. Sie sagte freudig ja.

Hierauf traten sie in den Hof.

Der Arzt stand still und zeichnete mit dem Stocke den Grundriß der Anlagen in den Sand. Aber Lucia vermochte schon nicht mehr zuzuhören, da sie plötzlich ein grauenvolles Geschrei vernahm. Die furchtbarste Erdenrealität wurde ihr bewußt.

Der Direktor ließ sich nicht stören. Er zeigte ihr die edlen Formen der Bogenfenster. Sie sah daraus Verrückte schauen, die Stirn an die

Scheibe gedrückt, die Hand vor den Mund gehalten.

Nun schritten sie durch den Kreuzgang. Vereinzelte Irre schlichen ihnen nach und traten zuweilen scheu an ihre Seite. Der Arzt schaute über sie hinweg, als wären sie nicht da, und machte Lucia auf die prächtigen, in die Wände eingemauerten Grabsteine aufmerksam.

Einer der Kranken trat dabei ganz nahe an sie heran, besah Lucia von Kopf bis zu Fuß, bis sein Auge an der Halskette, die glänzte, hängenblieb, und sagte hierauf verächtlich: « Die Kette ist aus Messing und kostet nichts, Schuhe, Hut, alles wertloses Zeug, Talmiware, so geht's, seit ich gefangen bin.» Der Arzt schob ihn durch ein Tor hinaus, wies dann auf die eigentümlichen Schnitzereien an der Türe.

Nun gingen sie durch die Zellen der Schwachsinnigen und der Tobsüchtigen. Lucia erblickte Kranke in rotgewürfelten Betten, verkrümmt daliegend. Sie schienen zu schwach, um sich auf die mageren Arme zu stützen. Die Köpfe hoben sich aus den Kissen und sanken zu-

rück. Der Arzt zog Lucia schnell fort. «Hier ist nichts Altertümliches zu sehen», sagte er. Aber je weniger Zeit sie hatte, diese Menschen zu betrachten, um so deutlicher folgten sie ihr in der Phantasie nach.

Zuletzt führte er sie in einen Hinterhof, der sonst den Augen der Welt verschlossen ist. Er wollte Lucia eine alte Brunnenstatue zeigen. Es war eine weibliche Figur. Sie trug in ihren Händen Schwert und Waage, um die Augen eine Binde. Das Wasser des Brunnens war versiegt.

Der Arzt war die Irren so gewohnt, daß er sie nicht mehr beachtete. Der ganze Hof war voll von ihnen. Sie trugen alle braunrote Kleider, die aus einem einzigen unteilbaren Stück bestanden. Die Köpfe bedeckten riesenhafte, an den Rändern grob zerfaserte Strohhüte. Die meisten waren barfuß. Einige fast nackt. Einer lag regungslos mitten auf dem Wege. Ein andrer ging stets die gleichen zehn Schritte, mit einem Tigerblicke. Sein Auge konnte nicht mehr anders schauen. Wenn es müde wurde, sank das Lid herab. Aber wenn

er wieder erwachte, war der Blick gleich unruhig, funkelnd, besessen wie vorher.

Lucia hielt den Anblick nicht mehr aus. Sie bat den Arzt, sie hinauszuführen. Die Gestalten und Stimmen blieben in ihrem Innern. Sie vermochte sie nicht loszuwerden. Draußen sah sie auf die Landschaft. Über die Matten und Wälder breitete sich ein sanftes Abendrot aus.

Aber Lucia erschien diese Schönheit als etwas, das abgetrennt von ihrer Seele aufstrahlte und erlosch, es blieb ihr fremd und vermochte sie nicht mehr zu ergreifen.

Als sie in die Villa zurückkam, war die Abendpost angelangt und mit dieser die Nachricht, daß die Beziehungen zwischen Österreich und Serbien abgebrochen worden.

Sie war nicht imstande, etwas dabei zu fühlen. Denn sie mußte immer an die Irren denken. Die schienen ihr eine viel fürchterlichere Realität als der kommende Krieg.

Die Gesellschaft, bestehend aus dem Direktor und seiner Frau, Lucia, Ferruccio und fünf Nervenkranken (fleißigen Zeitungslesern)

unterhielt sich den ganzen Abend darüber, ob der Brand lokalisiert oder sich über ganz Europa verbreiten würde. Ferruccio sagte kein Wort. – Am nächsten Morgen fand man auf seinem Zimmer einen Zettel, worauf geschrieben war:

«Jetzt zeigt es sich, daß alles, was ich träumte, wahr ist. Ich wurde verrückt, weil ich glaubte, es läge nur in mir. Es ist außer mir gewesen. Seit ich dieses weiß, bin ich gesund. Ich habe das Kommende vorausgemalt. Ich reise ab, es zu erleben und ganz gesund zu werden...»

Er war mit dem Nachtzug fortgefahren und zwar, wie man erfuhr, zurück in die Schweiz. Niemand dachte, daß er von dort den Weg nach Italien nehmen würde.

*

XIII.

Lucia vermochte ihm nicht sogleich zu folgen. Sie erwachte an diesem Tage mit hohem Fieber. Es schien, als hätten die Eindrücke des Irrenhauses im Schlaf zerstörend nachgewirkt und sie krank gemacht. Sie mußte einige Tage das Bett hüten. Erst nach einer Woche konnte sie reisen.

Als sie die Grenze überfuhr, vernahm sie, daß die Armee der Eidgenossenschaft auf Pikett gestellt worden war. Auf der Station des Grenzortes, wo sie vor zehn Tagen übernachtet hatte, lagen gewaltige Massen Gepäck aufgestapelt. Der Bahnsteig war voller Menschen. Lucia sah an der Art des Herumlaufens, welcher Nationalität sie waren. Die Schweizer selbst standen schweigsam und unbeweglich da.

Jetzt erst wurde Lucia von der Wirklichkeit dessen, was nahte, erfaßt. Sie fühlte sich von ungeheurer Angst überfallen. Es schien ihr, als müßte im nächsten Augenblick ihr Herz abgeschnürt werden. Kaum vermochte sie zu atmen.

Als sich der Zug nach einem kurzen Aufenthalt wieder in Bewegung setzte, verschwand der Druck, der auf ihr lastete. Es war schon dunkel. Die Lampen im Abteil des Wagens wurden angezündet. Sie schaute sich um. Reisende vieler Völker saßen da. «Ich spüre, daß es eine seelische Schicht gibt, welche allen Menschen gemeinsam ist», dachte sie, «in der Eisenbahn vermag ich dies besonders deutlich wahrzunehmen. Aber es kommt mir vor, als ob diese Schicht ganz an der Oberfläche haften bliebe.»

Ihr Blick fiel zum Fenster hinaus. Die nächtliche Landschaft war vom Feuerrauch der Lokomotive erleuchtet. Ein Baum, ein Haus, ein Straßenstück mit einem Menschen darauf wurden hell und wieder dunkel. – «Was die Menschheit verbindet, spannt sich um die

Erde wie ein Ring von Rauch. Er kreist und verdichtet sich. Aber wo ist er verankert?»

Sie schloß die Augen und dachte nach.

Wie sie sich derart in das allen Menschen Gemeinsame hineinlebte, fühlte sie, daß es sich verknäuelte. Gewalten fremden Ursprunges stiegen auf, erfaßten und zerrissen es und trieben es nach allen Richtungen auseinander.

Lucia suchte nach einem Gedanken, der wieder Vereinigung schaffen könnte.

Aber indem sie sich tiefer konzentrieren wollte, drang das derart Getrennte und Entzweite von entgegengesetzten Seiten auf ihr Denken ein. Und zwar von links scharf, hell, sausend wie Feuerklingen. Von rechts aber formlos sich verbreitend und niederdrückend wie dumpfig-dunstiges Gewölke.

Lucias Geist sammelte sich und setzte sich zur Wehr.

Sie wußte, was sie vor diesem Überfalle schützen würde. Was jedes einzelne Ich vor dem Vergehen bewahrt. Die Aufnahme des Wesens, das sprach:

Ehe denn Abraham ward, war Ich, der Ich bin.

Christus ist höheren Ursprungs als der Erzvater.

Das Menschheits-Ich steht über den Völkern.

Es allein kann den einzelnen verewigen. Diese nicht.

«Und mein kleines Ich«, sagte sich Lucia, «kann und darf und will nur dann auf sich beruhen, wenn es Gott in sich leben läßt.»

So dachte sie. Da sah sie das frühere Bild verwandelt. Sie erblickte eine Schale und reine Lichter darin und von diesen aufsteigend heiligen Opferrauch.

Und viele Gestalten nahten sich dem Altar.

Jede kam von einem andern Teil der Erde. Jede trat mit anderm Schritt heran. Jede brachte andre Gabe.

Alle gaben sich die Hände und drehten sich im priesterlichen Tanze.

Jetzt aber erblickte Lucia einen grauen Wolf, der außerhalb des Reigens lief. Er lief so schnell, daß er überall zu gleicher Zeit war.

Er umgab die ganze Erde in einem einzigen Augenblick wie ein Ring von Rauch.

Hinter jeder der Gestalten sperrte er den Rachen auf. Da verwandelte sich der friedliche Reigen. Alle flohen nach innen. Dieser schon jenem voraus. Jener wehrte sich und schlug. Statt sich zu helfen, bedrängten sie sich und kämpften und töteten. Der Brudermord statt der Sonnenverschlingerbändigung begann. Die Verführung war gelungen.

Lucia entwich dem Anblick.

«Armes Europa», dachte sie.

*

XIV.

Als Lucia nach Hause zurückkam, fand sie das Institut verlassen vor. Die Schüler waren mit den Eltern in ihre Heimatländer verreist. Die Lehrer hatten sich getrennt und lebten abgesondert. Daß Hans es mied, Jackson und Wladimir zu sehen, war selbstverständlich. Aber auch diese beiden wichen sich aus. Sie mochten nicht plötzlich miteinander sympathisieren.

Lucia begrüßte jeden einzeln. Sie hatte zunächst so viel mit ihrem eigenen Innern zu schaffen, daß sie nicht daran denken konnte, die Freunde wieder zu vereinigen. In den ersten Wochen war sie oft in Versuchung, sich den Tod zu wünschen. Wenn sie morgens erwachte und wieder wußte, daß Krieg war, stieg die Sehnsucht in ihr auf, in den Schlaf, das Vergessen, das Nicht-mehr-Sein zurück-

zusinken. Aber sie gab keinen Augenblick nach. Denn sie hielt es für ihre Pflicht, das Leben eher entsetzlich zu finden, als zu träumen.

Die Feindseligkeiten der Staaten begannen. Was sonst nur Ärzten und Richtern bekannt ist, was nur in Irrenhäusern und Gerichtssälen vernommen wird, trat jetzt an das Tageslicht. Der Mensch bekam zu hören, was sonst verborgen in ihm liegt, und entsetzte sich. Würde er vorher das Kriminalarchiv in seiner Seele studiert haben, so hätte er gesagt: «Ich bin ein Schuldiger. In mir muß die Sühnung beginnen.» Jetzt aber klagte jeder nur den andern an.

Der Zustand der Welt war eine Prüfung des einzelnen. Die Freunde Lucias bestanden sie nicht. Äußerlich zwar ließ sich keiner etwas zuschulden kommen. Da war Selbstbeherrschung jedem Ehrensache. Innerlich aber legte sich niemand mehr Zügel an. Der Entschluß, sich in den andern zu versetzen, kam gar nicht auf. Jeder wälzte den Sturm der Empfindungen und Gedanken nur in der eigenen Brust. Die Selbsterziehung, die man früher geübt hatte, um einander näher zu kommen,

war vergessen. Die Gewissensbisse, von denen man geplagt worden, wenn man den Nächsten verletzt hatte, stiegen nicht mehr auf. Keiner dachte daran, sich auszusprechen. Jeder ließ den Haß ungeprüft weiterfressen.

Lucia hatte schwere Kämpfe zu bestehen, um die Freunde harmonisch in ihrem Innern leben zu lassen. Sie versuchte, den Feindschaftsgefühlen fremd gegenüberzustehen und ihre Hintergründe zu erkennen. Sie wurde derart mit den verschiedensten Arten des Einsamseins bekannt. Es gab plötzlich Ahasvere aller Nationalitäten. Und was für Säcke trugen sie! Nur zu gut spürte sie, daß mehr als das individuelle Wesen der drei auf sie eindrang. Gewalten, erfüllt vom Hauche fremder Meere und Länder brachen aus ihren Seelen. Es stürmte und brauste um sie.

Lucia durfte davor nicht fliehen. Sie mußte Sympathie und Antipathie bekämpfen und um Gerechtigkeit ringen. Sie nahm die Völker in sich hinein und machte sie zum Bestandteil der eigenen Seele. Das war die Friedensbedingung, die der einzelne an sich selber stellen mußte.

Es war eine Tat, die jeden Augenblick durch einen freien Entschluß erneuert werden mußte, wenn sie gelten sollte.

Derart suchte sie dem Erlebnis, das sie auf der Rückreise gehabt hatte, treu zu bleiben.

Sie besaß ein nie versagendes Mittel, sich gänzlich aller Feindschaftsgefühle zu entledigen. Immer nämlich, wenn sie sich auf die Idee der Urpflanze konzentrierte, wie diese von Goethe in seiner Metamorphosenlehre aufgestellt worden ist, merkte sie, daß sie die Menschen ohne Haß anschaute, aber deswegen doch nicht mit Gleichgültigkeit. Die Liebe verging nicht, nur der Haß. Die Liebe war mehr als die Gegenseite des Hasses, etwas viel tiefer Gegründetes. Der Haß war ein Gefühl. Die Liebe auch. Aber diese war noch etwas dazu. Sie war auch mehr als Idee. Aber man konnte durch die Idee zu ihr gelangen. Sie war ein Geschehen.

Wenn sich Lucia in die Idee der Urpflanze versenkte, so war es für sie ganz deutlich zu «spüren», wie ein Gefühl nach dem andern, je nachdem es tiefer oder oberflächlicher war, verschwand. Sie konnte genau seinen Umkreis,

seine Schwere und Dichte, seinen mehr oder weniger irdischen Einschlag bestimmen. Sie gelangte zuletzt zu einem Mittelpunkt, der in sich selbst bestand. Von keinem vergänglichen Gedanken, Gefühl und Stoff konnte die Kraft, die daselbst strahlte, beeinträchtigt werden. Dieser Strahl vermochte alle Dinge der Welt zu durchdringen.

Lucia wußte nicht, wie sie dieses Lebenslicht nennen wollte, wenn nicht Christus.

Sie erlebte dessen inniges Überfließen.

Glaube war ihr nicht mehr nötig.

Da sie in diesem Mittelpunkt niemand hassen konnte, wußte sie, daß der Haß von jedermann überwunden werden kann. «Er ist nicht Fatum.» Es ging ihr auf, was es hieß, wenn in den Mythen ein Mensch zum Lebensbaum gelangt. Moses hatte einen Zweig davon gebrochen, ihn zu seinem Stabe gemacht und so sein Volk vom Untergang gerettet.

Dasjenige Volk, dessen Eigenstes in diesem Mittelpunktserleben bestand, mußte das in Ewigkeit die Erdgeschicke lenkende sein.

*

XV.

Jackson suchte sich den ungeheuren Eindrücken gegenüber zu halten, indem er neue Sportübungen erprobte. Einst fand ihn Wladimir am Flusse, wie er Steine stemmte. Jackson begann über Moral zu sprechen, was er gerne tat, seit Krieg war. Wladimir schien es, als spränge das Wort so rund hervor wie der Oberarmmuskel. Die Gewißheit, mit der Jackson urteilte, kam ihm wie Selbstüberhebung vor. Er hatte früher immer die Gewohnheit gehabt, sich als schwachen Menschen hinzustellen, wenn man sich zu sicher gab, und so die Menschen auf ihr Pharisäertum aufmerksam zu machen. Jetzt schwieg er. Aber er wurde traurig. Er fühlte Sehnsucht, sich Jackson an den Hals zu werfen und zu schluchzen: Wir sind ja nichts, wein' mit mir, werde

mein Bruder, tausche die Seele mit mir, versteife dich nicht auf dein Muskelsystem ... Aber er wagte es nicht, weil er wußte, daß Jackson peinlich berührt würde.

Der bezwang in dieser Zeit mehr gefährliche Bergesgipfel als je. Oft stand er ganz allein auf hohen Felskuppen, hielt die Hände wie einen Schalltrichter vor den Mund und schrie: «Gerechtigkeit» in den leeren Luftraum hinaus. Dann schloß er die Augen: Ungeheure Länder und Meere tauchten vor seinem Geiste auf. Voll brausender Gefühle lief er weiter, einen höhern Grat hinan.

Zuweilen, mitten in der Gesellschaft, erfaßte ihn der Stolz wie ein Affekt. Er horchte nicht mehr auf die Unterhaltung und setzte eine unnahbare Miene auf. Gegen Hans blieb er immer äußerst korrekt. Nur wenn dieser musizierte oder philosophierte, stand er auf und ging. Wenn er über Erfindungen redete, blieb er sitzen.

Es war, als könnte Jackson nicht verzweifeln. Wladimir übernachtete einst mit ihm in einer Klubhütte und betrachtete sein Gesicht

während des Schlafes. Sogar in der Bewußtlosigkeit zeigte es diese Kälte.

Der Russe erkannte, daß er sich immer mehr verhärtete, und bekam Angst um ihn.

Bei sich verurteilte er Jackson. «Seine Vereisung ist ein Zeichen von Egoismus.» Vor den Gefährten aber erklärte und verteidigte er ihn. Da ließ er nichts Nachteiliges über ihn sagen.

Einst sprach er mit Lucia von ihm.

«Er muß ja immer mehr veröden», sagte diese, «wenn er sich derart auf sein körperliches Selbstgefühl verlassen will. Die göttlichen Kräfte ziehen sich zurück von ihm. Er bleibt stehen. Er wird zum Hemmnis für andere.» Sie sprach nur aus, was Wladimir beständig dachte. Aber statt ihr beizustimmen, stritt er ihr das Recht zu urteilen ab.

«Wissen Sie denn so genau wie er ist, das heißt, was er vor Gott gilt? Mir ist es ein Bedürfnis, anzunehmen, daß vor Gott alle Menschen gleich sind. Wenn ich wüßte, daß Gott diesen Menschen jenem vorzieht, so würde mich ein solches Wissen hindern, wirklich gut zu werden. Dieser Mensch würde dann von

mir schlechter angesehen als jener und demgemäß natürlich auch behandelt. Dadurch aber müßte ich verrohen. – Wenn man sich auf Schlüsse einläßt wie: Es gibt verschiedene Rangstufen, vorangeschrittene und zurückgebliebene, der ist schuld, der verdient's und so weiter – dann erstirbt etwas in einem, dann vermag man überhaupt nicht mehr zu lieben. Kurz: man hat einfach keine Befugnis, über irgendwen eine Charakteristik aufzustellen ...»

Er wurde immer heftiger. Indem sie derart redeten, gingen sie stets um den gleichen gewaltigen Häuserkomplex herum, der in den schwarzen Himmel ragte. Ein Fenster nach dem andern erlosch. Zuletzt war der Quader völlig dunkel. Nur der Mond schickte sein grünliches Licht herab.

Lucia wollte sich losreißen. Aber Wladimir hielt sie zurück und redete in einem fort. Die Sätze überstürzten sich. Die Stimme bekam etwas Zischendes, der Ton ließ keine Erwiderung zu.

Lucia empfand in Wladimirs Gedanken

etwas Betäubendes. Sie war viel zu klar und still, um sich ihnen hingeben zu können. Sie hätte nie gewagt, sie ungeprüft und hemmungslos aufzunehmen oder gar ihr Inneres von ihnen bestimmen zu lassen. Sie fühlte das Gefährliche. Sie wurde immer nüchterner, je heftiger es in ihm wallte.

Schnell sagte sie Adieu.

Zu Hause versuchte sie sich Rechenschaft über seinen Gefühlsausbruch zu geben. Sie hatte ihn ganz objektiv erlebt und vermochte ihn unbeteiligt zu betrachten. Indem sie dieses tat, hatte sie ein innerliches Bild davon, das ihr ein Wissen gab, das noch viel sicherer und deutlicher war als das der nachprüfenden Gedanken.

Sie schaute nämlich bei hellem und wachem Bewußtsein, vermittels der Seele, in eine grüne Höhle, worin es sich in vielen Formen regte. Jetzt ringelte und wand es sich. Jetzt blinkte ein Auge flüchtig auf. Der Wechsel der Bewegungen und Farben spiegelte die Kräfte wieder, die hinter Wladimirs Worten gestanden.

*

Jackson blieb zuweilen tagelang aus, unter dem Vorwand, Skitouren zu vollführen.

Lucia erfuhr aber, daß er im Auftrage seiner Regierung im Land herumreiste und Handelsverbindungen anknüpfte, die den kriegführenden Konkurrenten verlorengingen. Die Freunde waren gewohnt, sich in allem Freiheit zu lassen. Er übertrug dies wie selbstverständlich auf das kaufmännische Gebiet. Längs der Eisenbahnen ließ er weithin leuchtende Firmenschilder aufstellen. Wo eine freie Mauer war, sie mit giftigem Blau bestreichen. An manchem grasigen Abhang den Namen einer Seife in roten Blumen pflanzen. Er kaufte Hartgeld auf, beteiligte sich an Hotelversteigerungen und spekulierte mit billiger werdenden Grundstücken.

Dies verborgene Handeln gab ihm ein Gefühl des Triumphes. Er schwieg auch Wladimir gegenüber. Dieser fühlte zwar, daß Jackson etwas verheimlichte, aber er deutete die Verschlossenheit ganz anders. Er glaubte nämlich, Jackson wollte die Öde seines Innern vor ihm verdecken. «Er weicht mir aus», sagte er

zu sich, «er fürchtet in mir den Freund, der ein Recht auf Offenheit besitzt. Im Grund verbirgt er sich, weil er nichts zu geben vermag. Er flieht mich, weil ich seine Ärmlichkeit durchschaue. Aber muß ich dieses nicht, wenn ich ihn retten will? Nur wenn ich seinen Kerker durchbreche, kann er das Göttliche wieder empfinden. Keiner wird erlöst, der nicht bekennt. – Gestehe», bat er innigst in Gedanken.

Wenn seine Blicke so traurig auf dem Freund ruhten, setzte dieser sein Lachen auf, das jede Aussprache verhinderte.

Lucia fühlte kein Recht, den andern zu sagen, was sie von Jackson wußte. Sie wollte keinen Druck auf seinen Willen ausüben. Er mußte es selber gestehen. Niemand würde ihn tadeln oder verachten, denn er handelte zum Nutzen seines Staates. Das konnte ihm als Pflicht auferlegt werden. Aber er sollte es offen tun. Sonst wurden seine Reden über Ehrenhaftigkeit zu Phrasen.

Als sie ihm dieses sagte, versetzte er: «Warum machen Sie Hans keine Vorwürfe? Sie sollten ihm verbieten, Tag für Tag in den

Wald zu gehen und sich darin zu üben, uns zu töten.»

Hans schoß nämlich in diesen Tagen seine Offizierspistole ein. Es war eine automatische, eben erfundene und versuchsweise eingeführte.

«Er verbirgt es nicht», erwiderte Lucia. «Übrigens bin ich überzeugt, daß er Sie die Waffe ebenfalls erproben ließe. Fragen Sie ihn doch. Er weiß Pflicht und Freundschaft zu trennen.»

«Ich frage ihn überhaupt nichts», rief Jackson indigniert.

«Wenn Sie sein Freund sind, müssen Sie offen sein», sagte Lucia.

«Ich bin nicht sein Freund», versetzte er.

Seine Augen wurden kalt.

«Es ist die Aufgabe dieser Leute, meine Pläne zu entdecken und zu durchkreuzen. Es wäre lächerlich, mich selbst zu verraten. Am Tage, da sie erfahren, was ich tu, geh ich fort von hier, aus dem einfachen Grund, weil ich anderswo ungehinderter bin. Deshalb schweigen Sie!»

*

XVI.

Hans brauchte durch den Krieg kein anderer zu werden. Er empfand eine gewisse Befriedigung, daß er bisher sein Leben auf Kampf eingestellt hatte. Die Wahrheit war an den Tag gekommen. Jetzt konnte man die Menschen sehen, wie sie wirklich waren. Jetzt erkannte man, wo die Reformation beginnen mußte. Jetzt erst sah man, was der Friede gewesen: Lüge, Heuchelei, heimliches Schädigen, Kampf gegen den Nächsten. Lange bevor der Krieg ausgebrochen, hatte Hans sein Furienantlitz vor dem Geiste gehabt. Es hatte ihn starr angeschaut, um ihn durch seinen grassen Blick zu lähmen oder zu Taten der Verzweiflung zu bringen. Er aber hatte seine Augen nicht weggewandt. Er hatte standgehalten und war stark geworden. Jetzt wußte er die Wahrheit,

daß Kampf sein wird bis zum Untergang der Erde.

«Die Endkatastrophe naht», dachte er. «Aber sie wird nicht im Kriege, sondern nach ihm kommen. Der Krieg ist nötig, damit das Höchste und Niederste sichtbar wird. Wenn die Erschütterungen vorüber sind, wird eine solche Öde der Seelen eintreten, daß die Menschen, um das Leben zu ertragen, einen Entschluß fassen müssen. Es wird der Freund, die Gattin, das Kind, Beruf und Ziel nur etwas gelten, wenn man *will*, daß sie *gelten*. Und nicht alle werden diesen Willen haben . . .

Das Signum des Jahrhunderts ist schon vor dem Krieg Vernichtung in allen Formen gewesen. Keiner hatte sich gestanden, daß er zerstörte. – Jetzt ist man *gezwungen* zu töten. Vorher tat man es aus eigenem Willen. Jetzt wird man dazu getrieben. Man überwindet die todbringende Wirkung nur, indem man sie erkennt. Aus solcher Erkenntnis allein kommt die Sehnsucht nach neuem Leben. Der Mensch muß wieder einmal an die Pforte des Todes

geführt werden, um zu sehen, daß Liebe das Ziel der Erde ist.»

*

Er reiste im Oktober zur Musterung nach Deutschland. «Ich spürte», schrieb er von dort aus an Lucia, «sobald ich die Grenze überschritten hatte, etwas Einheitliches in und außer mir. Ein Gefühl, das über der Landschaft lag und das zugleich in meinem Pulsschlag lebte. Einen Willen, der mich bis in die Muskeln durchdrang und der sich an dem Anblick der Wiesen und Wälder immer wieder erneuerte. Eine Sehnsucht, das Schicksal zu umarmen, das kommen mußte, mochte es sein, wie es wollte. Ich war am glücklichsten, wenn ich Lieder vom Tode singen hörte. Und überall sangen die Menschen.

Neben mir im Wagen saßen einige Leichtverwundete mit ernsten, ruhigen, schlichten Gesichtern. Ich mußte beständig in ihre Augen schauen. Jene Einheitskraft strahlte daraus hervor. Wie ein Kind hätte ich mich an sie drängen mögen. Ach, jene Einheitskraft ist meine Mutter.

Die Fahrt dauerte lange. Ich ging in den Speisewagen, eine Tasse Tee zu trinken, und traf daselbst einige Geschäftsleute, die noch das Globetrottergebaren der vergangenen Zeit besaßen. Sie kamen nicht auf den Gedanken, es abzulegen. Dazu hätten sie im Opferwillen leben müssen. Wer unter ihnen weilte, lief Gefahr, sich zu verhärten. Mir wurde unbehaglich. Ich kehrte zu meinen Soldaten zurück und freute mich, bald selber einer zu sein.

Es ging mir auf, daß durch den Krieg sich diese beiden Menschenarten voneinander scheiden mußten.

Jetzt konnte man noch wählen.

*

Ich stieg aus und schritt der Bahn entlang, meinem Dorfe zu, das selbst keine Station besitzt. Die Linie seiner Häuser schimmerte über das Moor. Ein Hase hob die Ohren aus den Rüben, ein Reh schwebte über die abgeehmdeten Wiesen. Kein Mensch ringsum.

Nun fuhr ein Militärzug hinter mir heran, langsam, vierzig Kilometer, wie es vorge-

schrieben, und überholte mich. Lauter Güterwagen voll eingestellter Pferde. Die Köpfe schauten zu den Luken heraus. Zwischen den Leibern saßen Soldaten und schliefen, das bleiche Antlitz auf die braune Hand gestützt. Einer von ihnen, der mich auf dem Damm erblickte, weckte die andern. Sie winkten mir. Ich bin für sie ein Mensch, der ihre Dörfer sieht und durch ihre Matten geht. Sie grüßen mich und der Gruß sagt: Grüße das Geliebteste. Die Tränen kommen mir. Ich möchte eins mit ihnen sein. Sie aber fahren fort von Osten nach Westen und winken mir. In Ewigkeit werden wir uns derart grüßen. Auch in den Welten nach dem Tod. Grüß' Gott.

Hierauf bieg' ich ab ins Moor. Das Land wird gelb und filzig. Schwarze Torfgräben durchschneiden es. Ich komme zu einer braunen Baracke. Aus Blechrohren steigt dünner Rauch. An langen Seilen hangen rote Hosen. Ein Gefangenenlager. Schon von weitem lese ich in den Bewegungen der hastig durcheinander laufenden Männer andersartiges Leben. Näher kommend seh' ich, daß sie junge,

hübsche, fast mädchenhafte Gesichter haben. Sie schauen eher wie Touristen als Soldaten aus. Sobald sie mich erblicken, stehen sie stille und schlagen in schöner Linie die Beine übereinander. Ich erkenne in ihren blitzenden Augen ein helles und scharfes Denken.

Ich gehe weiter. Über das ganze Moor hin, das ich durchschreiten muß, um zu meinem Dorf zu gelangen, sind Russen in kleinen Häufchen verteilt, je von einem Landsturmmann bewacht. Meist schichten sie Reisigbündel auf kleine Karren, stumpf und still und so bequem wie möglich. In ihren braunen Mänteln sehen sie aus, als wären sie dem dunklen Boden entstiegen. Ich schau' in ihre Gesichter. Nur ein einziges, ein kupferroter Vollmond, strahlt vor törichter Gutmütigkeit. Die übrigen sind unbewegt wie die Mienen der Zugochsen vor dem Gefährt.

Ich versuche, mir das Antlitz eines jeden einzuprägen. Denn immer muß ich denken: Wenn wir sterben, sehen wir uns wieder. Wir wollen ja den Sinn des Erdenleids erfassen. Ich werde euch, ihre werdet mir er-

zählen. Ich möcht euch etwas geben, sei's im Leben oder Tod. Diese Gedanken steigen in mir auf, ich werde sie nicht los. Mir ist, als wäre der Krieg nur gekommen, damit sich die fernsten und verschiedensten Menschen in ihren Eigenschaften begegnen, damit man mit Verwunderung sich kennenlerne und ergänze, trotzdem man sich töten mußte, man tat es ja gegen seinen Willen, damit man doppelt auf Mittel sänne, sich zu versöhnen.

Ich will gerüstet sein.

Nach dem Tod ist alles anders.

Du altgebückter Mann mit dem erloschenen Blick und dem aschenfarbenen Haar, deine Mühsal drückt mich. Du, Balte, mit dem Adlerblicke und den dünnen Lippen, ich schau' in dein Geschick. Du kleiner Kalmücke mit dem gelben, wie aus einem Scheit geschnitzten Kopf, ich werde dich nie vergessen. Lebt wohl, meine Brüder.

Nun gelangte ich zu den äußersten bewohnten, noch im Moor liegenden Hütten meines Dorfes. Eben verschwanden Kinder mit Bierflaschen in ihnen. Gelächter schallte heraus.

Es brachte mir die Untaten in Erinnerung, die früher hier geschehen waren. Aus dem Klang des Lachens konnte ich erkennen, daß sich mehr Frauen als Männer in den Häusern befanden. Als ich die Richtung auf sie zu nahm, traten einige Burschen mit drohend erhobenen Stöcken aus den Türen. Was ging hier vor? Ich bog ab und kam zu einem Gehölze, durch das der vielgeteilte Fluß sich schlängelte. Ein alter Bauer trieb eben sein Roß in die Schwemme. Die bloßen, breiten, schwarzen Füße zog er ängstlich hoch. Ich redete ihn an, denn ich kannte ihn von früher her. Er erzählte mancherlei, worüber ich erschrak. Zum Beispiel behauptete er, daß viele Frauen wünschten, ihre Männer kehrten nicht mehr aus dem Krieg zurück, sie ständen besser so, seit sie vom Staate unterstützt würden. Ferner, daß zahlreiche Mädchen in die Stadt gezogen wären, sich dort herumzutreiben. Mir war's, als faßte eine Faust mein Herz und preßte es zusammen.

Am nächsten Morgen begab ich mich in das Dorfwirtshaus, dessen Tanzsaal zu der Nach-

musterung der bisher nicht Dienstpflichtigen eingerichtet worden war. Ich wollte meinen Freund, den Arzt, sprechen, der die leibliche Prüfung vornahm. Der Unteroffizier, der die Tür bewachte, ließ mich nicht hinein, sondern wies mich in den Warteraum.

Die Leute, die untersucht werden sollten, saßen da, auf langen Bänken, mit nackten Oberkörpern, die Kleider über den Schoß gelegt. Sie redeten entweder über ihre verschiedenen Krankheiten oder gaben allerlei Gerüchte weiter, die sie gehört hatten. Das Schauerlichste wurde erzählt und geglaubt. In jenen Grenzgegenden spioniere alles vom Kinde bis zum Greis. Ganze Dörfer seien aufgehängt worden. Große Eisenbahntransporte durch verräterische Bahnbeamte in Feindeshand gefallen. ‚Ich bin froh, daß ich einen Herzfehler habe.‘ ‚Man kann heutzutage gar nicht krank genug sein.‘

Ich sah und hörte auch Ramsejer. Er verkündete immer wieder, entgegen den andern, die sehr bedrückt waren, mit großsprecherischer Gebärde, daß er auf jeden Fall ins Feld wolle. Dann wurde er zu der ärztlichen Unter-

suchung aufgerufen und ging in das Nebenzimmer. Nach fünf Minuten stieß ihn der Unteroffizier wieder unwirsch zu uns hinein und sagte barsch: ‚So leicht kommt man nicht los.'

Ein banger Druck legte sich auf meine Brust. Ich ließ dem Arzt sagen, daß ich ihn am Abend in seiner Wohnung aufsuchen werde und verließ den Raum. Das Erlebnis wurde mir ganz unerträglich. Fühlten die Menschen wirklich so? Dann konnte ja keine Schlacht gekämpft werden. Dann war man von vornherein besiegt. Ich setzte mich auf eine Straßenbank. Hier lag ich wie gebunden. Hatte ich mir die Begeisterung nur eingeredet? Nur vorgetäuscht?

Eine Kompanie Soldaten kam dahergeschritten. Zehn Schritte vor mir begannen sie zu singen.

Nun hatte ich ein wundersames Erlebnis. Mein innerstes Empfinden wurde in das gemeinschaftliche Gefühl der Schar emporgeführt. Ich tauchte in den Geist ein, der über den Heeren Deutschlands schwebte. Ich spürte es

so sicher, wie nichts bisher in meinem Leben, daß jedes einzelnen Soldaten Seele in eine Wesenheit hineinragte, die nichts von jenen wirren Angstgefühlen in sich trug, wie sie noch eben auf mir gelastet hatten. Sie wurde von der Vergänglichkeit des Körperlichen nicht berührt. Sie war dem Tode nicht erreichbar. Man konnte in ihr leben, wenn man auch gestorben war, und dies noch sicherer, inniger, seliger.

Und dieser Geistgestalt galt das Singen, das Augenleuchten, das Schreiten.

Sie webte in sich selbst. *Sie* war unfähig des Hasses. Von *ihr* wurde kein Fremdling angegriffen. *Sie* tötete nicht, sondern schenkte Leben. Das sagte der Ton, der in meinem Herzen erstand. Kann ein Lied vernichten? Und Beethoven und alle Ewigen lebten in dieser Gestalt.

Der Druck auf meiner Seele hatte sich gehoben. Die Öde war geschwunden. Ich wußte: Der Tod bringt Leben. Dies ist die wahre Wirklichkeit. Von ihr aus muß alles gewertet werden, nicht von jener Invalidenstube. Im

ganzen Lande wurde so gefühlt. In jedem Dorf und jeder Stadt. Dies Gefühl war niemals zu zerstören. Mit ihm ginge die Mittelpunktskraft des Menschenherzens zugrunde. Mit ihm würde der Pulsschlag der Welt stocken. Ich kann sterben, mußte ich denken, aber mein Tod bringt Leben. Er ist Bedingung des Neuerstehens. Dieser Gedanke trat in mein Inneres. Ich durfte ihn besitzen. Und weil *ich* ihn besaß, mußte das Leben in *mir* wieder kommen.

Die Gesetze des Weltalls lassen den Menschen sterben, um ihn von Grund aus erneuert wieder zur Geburt zurückzuführen.

*

Man gibt mir zahlreiche Feldpostbriefe zu lesen. In vielen wird von dem Erwachen übersinnlichen Schauens und Hörens erzählt, von Ahnungen des Todes, von Fällen übermenschlicher Ausdauer, von wundersamen Errettungen und Heilungen. Fast jeder Soldat, der eine jener fürchterlichen Schlachten mitgemacht hat, ist sich blitzartig seiner Verbindung mit den Urgründen des Daseins bewußt geworden.

– Zum Beispiel las ich, daß eine Patrouille, die in dunkler Nacht vorrückte, plötzlich durch ein ungeheures Getöse angehalten wurde. Sie stand still und spähte in die dicke Finsternis und entdeckte vor sich den langsam und lautlos fließenden, tiefen Kanal von La Bassée. Ohne das warnende Rauschen wäre sie hineingestürzt. Es war nur in den durch die Gefahr gesteigerten und zur Einheit verbundenen Seelen erklungen.

– Ich ging abends spazieren. Wenn es dämmert, spürt man das Leben der Toten fast wesenhaft. In der Dunkelheit ist die Trauer doppelt und dennoch geht ein inniges Tönen durch alle Leidtragenden. Denn keiner trägt allein. Unser Leid macht uns zu Brüdern.

Die Telegramme wurden eben angeschlagen. Ich stand stille. ‚Bei Ypern‘, hieß es, ‚wurden die Flüsse rot vom Blute.‘

Mir kam Moses in den Sinn.

Er, der Träger des Gesetzes verwandelte das Wasser des Nils durch Berührung mit dem Zweige, den er vom Baum des Lebens brach, in Blut. Und wer davon trank, starb.

In Ägypten mußte das Blut Träger des Todes sein. Heute kann es Träger des Lebens werden. Warum? – Weil Christus zwischen jener und unserer Zeit geboren wurde.»

– –

*

XVII.

In diesen Tagen gingen die sieben Jahre zu Ende, die Lotte im Gefängnis abzubüßen hatte.

Wladimir schrieb an sie:

«Ich habe den Augenblick, da Du frei wirst, ersehnt, um Dich zu fragen, ob Du mein Weib sein willst. Ich habe keine Frau geliebt außer Dir. Wenn es mich zu einer ziehen wollte, stieg die Erinnerung an Dich empor. Dann war ich in Gedanken bei Dir. Ach, ich möcht es in Wirklichkeit und immer sein. Lotte, erlöse mich.»

Sie antwortete:

«Ich kann nicht kommen, da ich eine Stelle im Gefängnis angenommen habe. Ich helfe dem Verwalter und tu es gern, denn ich bin nötig.

Man hat oft falsche Vorstellungen vom

Leben der Gefangenen. Mir wäre es schrecklich, fortzugehen, unter die unbekannten Leute. Und so geht es vielen. Zum Beispiel ist ein Mauser hier, der hat eine Rattenfalle erfunden, sie wurde patentiert und ist anerkannt die beste. Er muß sie überall in den Häusern aufstellen. Dabei könnt' er mit Leichtigkeit entfliehen. Jedoch, er tut es nicht. Und ein Tenor ist da. Der sang letzthin den Lohengrin durch. O wir erleben viele schöne Dinge. Als der Krieg ausbrach, schlug ich vor, Geld für die Hinterbliebenen zu sammeln. Die meisten gaben sämtliche Ersparnisse her. Nein, ich will nicht von diesen Menschen weg.

Denk' immer, daß es mir besser geht, als Du meinst.

Viele Grüße.»

– –

Es wurde still in Wladimir, als er diesen Brief gelesen. Die Gefühle, die er sonst an Lotte gesandt, blieben stehen. «Sie hat mich nicht mehr nötig», sagte er zu sich.

Da war es ihm, als hörte er ihre Stimme. Und ein Gedanke stieg in ihm empor, als wäre

er von der Geliebten eingegeben. «Mein Denken soll nicht mehr in das Gefängnis, sondern auf die Schlachtfelder, zu den Seelen der Soldaten gehen. Lotte ist's, die mir diesen Willen gibt. Ich bin ihr nah, obwohl sie mich nicht braucht.»

Wehmut durchdrang ihn ganz.

In dieser Stimmung traf er Lucia. Sie hatte eben einen Brief von Hans erhalten. Nun las sie eine Stelle daraus vor.

«Es wurde mir», so schrieb Hans, «das Tagebuch eines Soldaten, der gefallen war, gezeigt.

Die Heeresmassen, hieß es darin, stehen sich monatelang fast unbeweglich gegenüber, bis sie ausgeschlackt sind, und mit frischem Menschenmaterial, wie der fürchterliche Ausdruck lautet, ersetzt werden. Zuweilen lebt die Schlacht auf. Wir, die noch nicht vorne sind, wissen, daß die Menschen zwischen den Glutbändern des Sperrfeuers aufeinander losstürmen. Niemand kann zurück, selbst die Verwundeten nicht. Niemand sich ergeben. Es werden keine Gefangenen gemacht. Die dem Tod Geweihten müssen töten.»

Da Wladimir dieses hörte, beschloß er, in die Heimat zu reisen, nicht um zu kämpfen, sondern um sich zu opfern. Er wußte, daß er sofort eingezogen würde.

*

Jackson benutzte die Abwesenheit Hansens, um sich in seiner geschäftlichen Position zu festigen. Er half gründen, vereinigen, verschmelzen, vertrusten. Vor allem suchte er Verbindungen mit Eisenwarenhandlungen zu bekommen. Denn der Bedarf an altem und neuem, grobem und feinem Bleche hatte sich seit Kriegsausbruch beständig gesteigert, dies besonders, nachdem von den Regierungen die Beschlagnahme durchgeführt worden. Jede Wertschwindung wußte er auszunutzen. Ganze Bündel von Geschäftspapieren flogen ihm zur Postzeit auf den Tisch. Er arbeitete von früh bis spät mit zähester Energie.

In den Ruhepausen suchte er Lucia auf, erzählte dieser stets das gleiche. Zum hundertsten Male gab er seine moralischen Maximen zum besten. Sie kannte jedes Wort, das folgte. Unaufhörlich redete er da. Er tat es, um nicht

zuhorchen zu müssen. Denn er mochte auf keinen Menschen mehr eingehen.

Lucia dachte über ihn nach. «Er will nichts Neues erfahren, weil er keinen Zweck dabei sieht. Was ihm nützt, weiß er längst. Er flieht den Zusammenhang mit den Kräften des Werdens. Bei jeder Idee, die lebt, lacht er auf. Müssen sich die Götter da nicht von ihm zurückziehen? Er ist ganz ausgehöhlt und seine Persönlichkeit steht schon außerhalb des allgemeinen Seins. Er ist einsam und blind. Er ist ziellos geworden für alles, was nicht das Ziellose selber in sich trägt. Er kommt mir wie ein Toter vor.»

– Eines Morgens saß sie in ihrem weißen Zimmer. Es war ein Regentag. Schwarze, unbestimmte Wolkenfetzen hingen tief herab. Die hellen Wände schienen grau.

Sie hatte eben einen Brief von Hans bekommen.

«Der Einrückungstag ist bestimmt», schrieb er. «Ich kehre nächste Woche zurück, um alles zu ordnen, und reise wieder ab nach achtundvierzig Stunden.

Gestern war ich bei meiner Frau. Ich wollte den Buben wieder einmal sehen. Sie ist vor kurzem mit ihm in die Stadt gezogen und wohnt ganz einsam in einem eigenen Häuschen.

‚Ich verließ das Dorf', sagte sie zu mir, ‚weil die Verwandten das Kind auf eine Weise zu beeinflussen suchten, die mir immer schädlicher vorkam. Sie mochten besonders die Eigenschaften, die es von dir ererbt oder angenommen hatte, nicht leiden. Vor allem ein gewisses Lächeln. Das legten sie als Vorwitz aus. Es war ihnen zu fein. Ich aber hatte Angst, daß es sich vergröbern könnte, wenn der Knabe mit den Schwägern zu oft beisammen wäre. Ich suchte zu verhindern, daß sie ihn auf ihre Spaziergänge mitnahmen, wo ich ihre Erziehmethode nicht kontrollieren konnte. Erst jetzt erkannte ich, in wie vielen Dingen du recht hattest.'

Derart erzählte sie. Der Junge kam und ging, und ich sah, daß er gut erzogen ist.

Ich machte meiner Frau ein Kompliment.

Sie blickte mich herzlich an und sagte: ‚Ich habe deine ‚Jugendlehre' gelesen.'

Wir mußten lachen.

Im Laufe des Gespräches wurde mir immer bewußter, daß ich sie unvermindert liebte. Sie war so schön und gut. Kurz, es kam mir plötzlich sinnlos vor, daß wir geschieden waren, und ich sagte es.

‚Ich hab' dich auch noch gern', erwiderte sie schlicht, ‚und denke eigentlich immer an dich. Überdies bin ich jetzt innerlich und äußerlich unabhängig von meinen Verwandten. Trotzdem will ich verzichten. Ich habe mich gefunden, indem ich entsagte. Es scheint mir, als müßte das jeder einmal, als läge darin ein Lebensgesetz. Wär es nicht ein Spiel, von neuem zu beginnen? Ist es nicht schöner, Freund zu sein? Ein Kind haben wir ja. Ich weiß, wie nötig ist, daß du es miterziehst. Wie kommt es dir übrigens vor? Hab ich meine Sache gut gemacht? Hast du Vertrauen zu mir?'

Wir kamen nun auf unser Institut zu sprechen. Sie ist einverstanden, den Jungen nach dem Krieg hineinzuschicken.»

– –

Nach dem Kriege . . . wann wird das sein . . .

Lucia legte den Brief beiseite und sann in den grauen Tag hinaus.

Da pochte es. Jackson trat, ohne Antwort zu erwarten, ein.

Unmutig darüber, daß sie gestört wurde, blieb sie sitzen, schaute gar nicht nach ihm hin.

Jackson sah den Brief auf dem Klaviere liegen, erkannte die Schrift und fragte unvermittelt: «Werden Sie ihn heiraten?»

Sie fuhr befremdet auf, sah ihn an und schrak zurück. Ein starres Auge war auf sie gerichtet.

«Sie haben kein Recht, diese Frage zu stellen», rief sie. «Und keinen Anlaß.»

«Werden Sie ihn heiraten?» wiederholte er.

Sie fühlte, wie die Empörung in ihr aufquoll. Was ihren Zorn so erregte, war die versteckte Tyrannis, die sie in seiner Frage spürte. Sie zwang sich, ruhig zu bleiben. Aber sie brachte es nicht über sich, zu antworten. «Gehen Sie!» sagte sie, indem sie sich erhob. Sie schickte ihn fort, obwohl sie wußte, daß er dies als Bejahung auffassen könnte.

Er ging mit vieldeutigem Zähneblecken.

Kaum war er hinter den Gebüschen verschwunden, so verließ auch sie das Zimmer. Die Luft darin erschien ihr widerlich.

Einige Tage darauf (Hans war inzwischen zurückgekehrt), kam ein eidgenössischer Kommissär zu ihr und erkundigte sich nach Jacksons Tätigkeit und Verkehr.

Das Wichtigste, was sie hätte verbergen können, wußte er bereits. Er zeigte ihr viele gleichlautende Briefe, in denen Jackson an Geschäftsleute das Ansinnen stellte, daß sie durch notariellen Akt erklärten, sie wären nicht mit Angehörigen der Mittelmächte verheiratet und würden es die nächsten Jahre auch nicht sein. Im Falle sie sich weigerten zu unterzeichnen, blieben die Warenlieferungen aus.

Der Mann sagte, daß in allernächster Zeit die Ausweisung Jacksons verfügt würde, wenn er nicht freiwillig ginge. Er empfahl Lucia, ihm dies ans Herz zu legen: «Ich denke, es ist Ihnen lieber, als wenn ich selbst zu ihm gehe.»

«Nein», versetzte sie, «sagen Sie es ihm persönlich.»

Sie erzählte hierauf jenen Auftritt.

Bis jetzt hatte sie mit niemand, nicht einmal mit Hans, darüber geredet.

«Gut!»

– Jackson hatte keine Ahnung, daß sie wußte, warum er plötzlich packte. Er gab ihr und den Freunden ganz andere Gründe an, die ihn zur Abreise nötigten.

Der Tag derselben sollte für alle drei der gleiche sein.

*

XVIII.

Die drei gingen gemeinsam zum amerikanischen Schnellphotographen. Die Bilder sollten in die Pässe geklebt werden. Ein bestimmtes Format und eine gewisse Stellung waren vorgeschrieben. Die Köpfe wurden seitlich gedreht und eingeklemmt, die Beweglichkeit des Lebens war derart zum Stillstand gezwungen. Wladimirs Bild sah verschwommen aus, Jacksons maskenhaft, Hansens erstarrt in der Korrektheit. Lucia erschienen sie alle fremd.

Hierauf ging man zur Polizei, um sich abzumelden. Im Warteraum standen Menschen aus den verschiedensten Ländern. Aber keiner durfte dem andern auf den Kopf hauen. Die ungeheuerlichsten Geschichten liefen um, die aber den drei schon so geläufig waren, daß sie

nur mit Überdruß und Widerwillen zuhörten. Zum Beispiel erzählte ein Gymnasiallehrer aus Argentinien von einem Wohltätigkeitsfest in Rio de Janeiro, das man zugunsten der Kinder mit ausgestochenen Augen veranstaltet habe. Aber wer erhielt das Geld? – Eine Dirne. Und so weiter.

Als die Formalitäten erfüllt waren, sagte Hans zu den Gefährten: «Hier kann man nicht mehr Lüge und Wahrheit unterscheiden. Schon deshalb sehne ich mich ins Feld, um dort das Gefühl der Wirklichkeit wieder zu erlangen. Hier schwindet mir der Sinn des Daseins.»

Die Abreise der drei fiel beinahe auf die gleiche Stunde. Die Züge entfuhren der Bahnhofshalle um Mitternacht in verschiedenen Richtungen.

– Am Spätnachmittage dieses Tages saß man noch mit Lucia in deren Garten beisammen. Seit langem hatten die Freunde nicht mehr so heiter miteinander geredet. Sie konnten es, weil sie innerlich schon voneinander gegangen waren. Haß und Liebe ver-

mochten nicht mehr aufzukommen. Man war schon zu gleichgültig. Und da gelang das Scherzen.

Lucia spürte große Schmerzen auf der Brust. Aber sie war beinah dankbar dafür, weil sie durch sie von dem inneren Leide abgezogen wurde. Es blieb ihr nicht verborgen, wie fremd sich die Freunde waren. Sie strebten voneinander fort. Sie befanden sich schon auf der Reise. Lucia dachte: «Die Weisheit des Lebens kann doch nur dahin gehen, auf Mittel zu sinnen, sich Freund zu bleiben.» Alles was sie zu diesem Zweck versucht hatte, schien ihr jetzt vergeblich getan. Sie sah keine Möglichkeit des Sichwiederfindens. «Nie mehr», dachte sie. Da durchzuckte sie der körperliche Schmerz ganz jäh. Wie um sich zu schützen gegen solche äußere Qual, versuchte sie beim Abschied unbeweglich, fast empfindungslos zu bleiben.

Als die Freunde gegangen, stand sie noch lange am Gartentor, einsam mit den Schemen der Liebe, sie verschwebten, wesenlos . . .

«Man kann keinen ewigen Inhalt bekom-

men und behalten», war Lucia versucht zu denken. Aber sie nahm sich zusammen.

«Es bleibt nicht so», gebot sie sich zu hoffen. «Wenn ich auf mein Zimmer gehe, mich sammle, warte, vertraue, dann läßt mich der Geist, dem die Menschheit alles dankt, nicht im Stiche, sondern berührt mich von neuem mit der Empfindung des Lebendigen. Ich hoffe. Dieser Zustand der Öde und Verzweiflung ist ja selbst nur die Bestätigung dessen, was ich schon lange weiß: – daß die Seele zerstiebt ohne jenes Wesen . . . »

Die Füße trugen sie kaum in ihre Stube hinauf.

Die Abendpost war inzwischen angekommen und hatte einen Brief Ferruccios gebracht.

Er lautete:

«Ich habe den Krieg vorauserlebt, dadurch bin ich verrückt geworden, deshalb stiegen die gräßlichen Bilder in mir auf. Man brachte mich ins Irrenhaus. Dort sah ich die Wesen, die ich gemalt hatte, überall herumlauern. Sie waren plötzlich nicht mehr in mir, sondern außer mir. Ich wurde gesund. Die Welt be-

saß kein Recht mehr, mich einzusperren; eher umgekehrt.

Ich fuhr hinweg in mein Vaterland, dort wollte ich während des Krieges sein. Auf der Fahrt schlief ich fast immer. Als der Morgen kam, war ich jenseits der Alpen. Ich schaute zum Fenster hinaus. Die Wesen, die ich in der Umgebung der Irrenanstalt gesehen hatte, waren auch hier zu entdecken; sie saßen auf dem Damme längs der Eisenbahn und sichelten mit messerscharfen Schnäbeln die Blumen ab.

Als ich in Milano ausstieg, sah ich an einer Säule das Plakat einer Kunstausstellung angeschlagen. Es stellte eine Dame dar in grasgrüner, hellrotbetupfter Bluse, mit einem Hute, den das Hintere eines großen Vogels schmückte. Aus den Augen sprangen Tigerchen. Es war ein Bild meiner Richtung.

Ich trat in das Gebäude. Die Säle waren voller Menschen. Die meisten hatten sich vor dem Gemälde eines Schweinekarussels angesammelt.

Als ich näher trat, hörte ich jemand rufen:

‚Was für ekelhafte Pfoten haben das geschmiert?'

Ich drang sogleich vor.

‚Aasbeschauer', sprach ich, ‚erkenne dich selbst! Jawohl! Wir zeigen euch nur, wie ihr seid. Wir nahmen den Schild und malten das gorgonische Ungeheuer darauf. Kann man euch anders besiegen? Muß die Wehr nicht gräßlich sein, die man euch entgegenhält? Aus euren Seelen trat uns der niederste Pöbel des Geisterreiches entgegen. Wir mußten euch die Augen öffnen. Wir litten darunter. Unsere Tat war ein Opfer. Wir verloren den Verstand darob. Nun werft ihr Schmutz auf uns...'

Man lachte und schrie.

Eine Hand mit einer Warzenkolonie fuchtelte vor meinen Augen. Ich retirierte. Der Boden wankte unter mir in Wellenlinien. Er war wie ein Schaukelbrett. Ich sank und stieg. Die Mütze fiel mir vom Kopf. Ich wollte sie fassen. Eine Schuhsohle tauchte im Blickfeld auf, vergrößerte sich ins Riesenhafte. Weiter weiß ich nichts. Ich verlor das Bewußtsein dessen, was geschah.

Die Spuren sah und fühlte ich erst nachher, als ich erwachte, im Kinderspital, dorthin wurde ich gebracht. Eine Frau mit einer großen weißen Flügelhaube saß an meinem Bett und schaute auf mich hinunter. Sie liebte mich mit ihren Augen, aber nicht als Vampir, wie sonst, und warum nicht? Ich war für sie ein Kind. Gegen die Kinder sind die Frauen nicht dämonisch, nicht Teufel, Trolle, Vitzliputzli. Sie wickeln sie ein und erzählen ihnen Märchen. Sie sind gut. Und ich bin gern ein Kind.

Es roch nach Karbol. Güte riecht meistens nach Karbol. Wie könnte sonst der Verwesungsgeruch vertrieben werden?»

– –

Hier brach das Schreiben ab. Es schien liegengeblieben zu sein. Von fremder Hand war beigefügt:

«Gestorben im Spital.»

Lucia stürzten die Tränen aus den Augen. Sie warf sich hin und weinte.

Als sie sich nach einer Weile erhob, spürte sie mit Verwunderung, daß ihr Inneres wieder

farbig und melodisch geworden war, trotz der Trauer, die zurückgeblieben.

Diese Wirkung hatte in der Folge das Gedenken an Ferruccio immer.

*

Als die drei die Bahnhofhalle betraten, fanden sie die Steige abgesperrt durch Soldaten. Eben waren Züge mit Evakuierten eingefahren, die aus dem Kampfgebiet abtransportiert worden. Mädchen und Frauen, Kinder bis zum Säuglingsalter hinunter, Greise mit weißen Bartstoppeln im grauen Gesicht. Aber kein einziger Mann im Wehrpflichtalter.

Der Wartesaal war für die Flüchtlinge eingerichtet. Hier wurden sie gekleidet und genährt. Wie glücklich waren die Frauen über die Mäntel und Halstücher, deren Schutz und Berührung sie wie Liebkosungen empfanden. Wie dankbar mancher alte Mann für das feuchte Linnen, das er auf die matte Stirn legen durfte. Wie laut und lustig die Kinder durch die Spielsachen, die sie geschenkt bekamen. Sie traten sogleich vor das Bahnhofpublikum und vollführten die schnell gelern-

ten Kunststückchen, musizierten auf Mundharmoniken, marmelten oder ließen Schweinchen sterben. Und wie erglänzten nun die Augen, da ein herrlicher Kaffee zu duften begann. Seit Wochen war man ja in Kellern und Höhlen gelegen und hatte nichts denn Kartoffeln zu essen bekommen.

Aber viele verloren die fernen Augen nicht und schauten vor sich hin, starr und unentwegt und über die spielenden Kinder hinweg.

Die drei gingen umher und spendeten Zigarren.

Da geschah es, daß Jackson in Hansens offenem Handkoffer jene Pistole liegen sah, deren automatischer Mechanismus ihn so sehr interessierte. Er nahm sie heraus und steckte sie ein.

Gleich darauf wurden die Züge aufgerufen. Die drei trennten sich mit kurzem Händedruck und stiegen ein. Nun war jeder allein. Hans fuhr über Lindau, Wladimir über Genf, Jackson über Chiasso.

*

XIX.

Im Zuge nahm Jackson die Bestellbücher hervor und bedachte die Aufträge, die er in Italien zu erledigen hatte. Seine Gedanken fingen emsig zu arbeiten an. Sie zogen Verbindungen nach hier und dort. Sie stellten das Netz der Schiffahrtslinien und Eisenbahnen vor. Sie organisierten den Erdkreis.

Der Zug ratterte: Dreitausend Franken per Sekunde, dreitausend Franken per Sekunde, dreitausend Franken per Sekunde . . .

Das hörte Jackson aus dem Geräusch. Es wurde zum Rhythmus in seinem Kopfe. So viel nämlich wurde zur Zeit in Europa verpulvert, hatte ein Finanzmann herausdividiert.

Jackson begann zu multiplizieren, um die Summe für Stunde, Tag, Monat und Jahr zu

bestimmen. Wenn es nur ein paar Jahre derart weiterging, war das Gesamtvermögen Europas verschleudert.

Es wollte ihm vor dem Milliardentanze schwindeln. Er riß das Fenster auf, legte die Hände an den Mund und schrie hinaus: «Steuern, Steu–eu–eu–ern . . . »

Die Schreie fanden keinen Widerhall. Die Kälte drang herein. Die Landschaft draußen, durch die der Zug fuhr, war weiß vom Rauhreif, der sich mehrere Nächte hindurch angesetzt hatte. Der Fluß, der neben der Bahn floß, führte Grundeis mit. Der Mond schien hell und streute die Stille des Tales in den Lärm des Zuges herein. Jackson schloß das Fenster wieder.

Indem er auf die Scheiben, die zugefroren waren, schaute, mußte er auf einmal lachen. Es fielen ihm einige Aussprüche eines Philosophen ein, aus dessen Werken Lucia öfters vorgelesen hatte.

« . . . Wenn man den Kreislauf des Wassers betrachtet, wie es vom Himmel fällt, sich in Quellen aus dem Boden hebt, in Flüssen, Seen,

Meeren zusammenströmt, um zu verdunsten und wieder zum Himmel emporzusteigen, so gelangt man zum Begriff des Verzichtes. Das Wasser läßt sich genügen in diesem ewig gleichen, vorbestimmten Kreislauf. Es geht vorüber an den unendlichen Möglichkeiten des Erdreiches. Es verschmäht, dessen Eigenschaften dauernd anzunehmen. Es bleibt flüssig, um die Erde nicht gänzlich verhärten zu lassen. Es verzichtet. – Nur wenn es zu Eis wird, widerruft es auf Augenblicke seine Resignation. Dann kämpft es gegen sich selbst und stellt sich als seinen eigenen Widersinn dar. Es lebt dann in dem ohnmächtigen Nachholenwollen des Erdewerdens, in der Reue, der Verhärtung, dem Aufbäumen, dem rächenden Hereinbrechen in die Ordnungen des Kosmos. Das ist der letzte Rest des Egoismus des Wasserwesens . . . »

Stückwerke dieser Gedanken tauchten auf und unter.

Jackson lächelte über sie. Die Probleme, die seine Gefährten beschäftigt hatten, waren ihm stets ferne gewesen. Die Kämpfe, Ziele und

Leiden der Seele hatten ihn immer gleichgültig gelassen, wie jetzt, da sie noch einmal, im Leerlauf der Erinnerung, abliefen. Er sah sich in dem Institut ankommen. Er sah sich wiederum gehen. War er denn überhaupt dort gewesen? Die Freunde drückten ihm die Hand. Er fühlte nichts. Adieu. Er lachte.

Da fiel ihm plötzlich die Pistole ein, die er Hans entwendet hatte. Er öffnete sofort den Koffer, um sie hervorzunehmen und zu betrachten. Im Kasten, worin sie lag, befand sich auch Munition. Die begann er zu zählen.

Da hielt der Zug. Bis jetzt war Jackson allein im Wagen gesessen. Nun stiegen zwei gutmütig kluge Männer mit großen Hängeschnäuzen ein. Sie setzten sich und betrachteten ihn unverwandt, ohne ein Wort miteinander zu reden. Dazu war später Zeit, zu Haus, bei Frau und Kind. Jetzt machten sie nur ihre sachlichen Beobachtungen. Einen Zweck hatten sie nicht.

Jackson verschmähte, in ihren klaren Schweizerstirnen zu lesen.

Solche Leute waren damals die einzigen, die

eine richtige Ahnung von der Weltlage hatten. Aber sie schwiegen.

Es begann zu tagen. Draußen taute es. Dünste quollen von den Matten auf. Die graue Fläche eines Sees hob sich aus dem Dunkel. Die ganze Landschaft fing zu wallen an. Der Dampf der Lokomotive vermischte sich mit dem Nebel. Die Bäume erschienen schwarz und naß. Möven trieben wie Aschenfetzen vorüber.

Jackson drehte den Schweizern den Rücken, um den Revolver endlich ungesehen zu betrachten. Er schaute insgeheim von vorn und hinten durch den Lauf. Er probierte die Waffe leer. Der Gebrauch war leicht. Er legte sie einstweilen befriedigt in den Kasten zurück und schaute wieder zum Fenster hinaus, denn eben war ein Pfiff ertönt, einen Tunnel anzukündigen.

Man tauchte auf kurze Zeit in den Felsen ein, nun ein zweites und drittes Mal auf längere Dauer. Der Zug stieg in Schraubenlinien das Tal hinauf.

Im St. Gotthard-Tunnel nahm Jackson den

Revolver von neuem zur Hand, lud und entlud ihn erst mit einer einzelnen Patrone, dann mit mehreren. Das Spiel gefiel ihm. Er hob das Kaliber ab, füllte es, fügte es wieder an, drehte die Waffe hin und her, wog sie in der Hand: Da ging der Schuß los und traf ihn tödlich.

Die Schweizer zogen sogleich die Notglocke. Umsonst. Die Körper-Schlagader war getroffen. Jackson verblutete.

*

XX.

Die Kompanie, die Hans schulte, war aus Leuten seines Heimatbezirkes zusammengestellt. Unter ihnen befand sich auch Ramsejer, der durch ein jahrelanges Landstraßenleben gänzlich heruntergekommen war. Die Disziplin war dem ehemaligen Gipser auf das äußerste zuwider. Die Kameraden haßte er, da er sich im Dienst nach ihnen richten mußte. Das ewige Stiefelputzen, Kleiderputzen, Gewehrputzen verfluchte er. Dem, der abends damit anzufangen pflegte und dadurch die übrigen zur Tätigkeit zwang, hätte er den Hals umdrehen können. Er mochte nicht einmal die Gamelle, aus der er essen mußte, sauber halten. Sein ganzes Innenleben bestand eigentlich nur aus maßlosen Antipathien. Nachts, wenn die Sterne erschienen, erfaßte

ihn die Sehnsucht fortzulaufen und in die schwarzen Wälder einzutauchen. Was tun daselbst? Nur sich bewegen, wie man wollte, ohne Helm und Lederzeug, frei aller Fesseln, seiner Wut sich überlassen, weinen, schreien, toben, nur keins von diesen immer gleichen, zur beständigen Ordnung rufenden Gesichtern mehr sehen, nur nie mehr unter dem Kommando zusammenzucken müssen, nur einen Tag lang einsam sein auf der abenteuerbringenden Straße . . .

Nach der Arbeit pflegte er in einer Ecke zu sitzen und gräßliche Geschichtchen zu erzählen, bis jemand rief: « Hör auf, du Schwein.» Er suchte den Soldaten auf jede Weise den Dienst zu verekeln.

Zum Beispiel mußte er bei jedem Mittagessen behaupten, daß in dem Zuber, worin die Suppe aufgetischt wurde, die Nacht hindurch Därme geschwenkt worden seien. Vor allem war es sein Bestreben, die Vorgesetzten verhaßt zu machen. Einst, als die Kompanie nach einem Marsch auf staubiger Straße in den Schatten eines Wäldchens trat, befahl Hans,

die schwere Kopfbedeckung abzunehmen, damit die Kühle den heißen Stirnen wohltun könnte. Er ließ die Leute langsamer gehen. Die Stille ringsum trat in ihn. Er begann vom Vaterland zu reden. Sobald der Wald ein Ende nahm, mußte der Hitzschlaggefahr wegen das Haupt wieder bedeckt werden. Ramsejer hatte immer eine große Wut auf den Helm gehabt. Jetzt, da Hans fertig gesprochen, fragte er die Kameraden links und rechts, ob sie wüßten, warum man den Helm während der Rede hätte abnehmen müssen. Nein? Nun, man nahm ihn ab, damit das, was der Hauptmann sagte, in den Kopf ginge, und setzte ihn wieder auf, damit es drinnen bliebe. «Der Druck auf den Schädel verhindert uns, darüber nachzudenken. Ohne Helm wären wir zu gescheit, uns totschießen zu lassen.»

Hans hörte, was er sagte. Sein Zorn begann zu kochen. Aber er drehte sich nicht um. Er pflegte es sich zu untersagen, aus solcher Aufwallung heraus zu handeln. Nach einigen Minuten der Überlegung gab er die Absicht zu strafen überhaupt auf. Er trat an Ram-

sejers Seite und sagte, nur diesem hörbar: «Ich kenne Sie besser, als Sie vorhin redeten.» Der Soldat errötete wie ein Mädchen.

Eines Abends, wenige Tage nachher, als Ramsejer aus dem Krankenzimmer, in das er durch absichtlich herbeigeführtes Nasenbluten gelangt war, sogleich wieder in das Quartier zurückgeschickt wurde, fluchte er lästerlich auf den Arzt. «Er ließ alle Kranken zu vier numerieren», erzählte er, «Nummer eins bekam Fußpulver, Nummer zwei Himbeersaft, Nummer drei Kampfer, Nummer vier ein Hustenmittel . . .»

Die Soldaten, die, voll ausgerüstet, in einer Doppelreihe dalagen und schlafen wollten, denn sie hatten einen langen Marsch vor sich, bekamen das Schimpfen bald satt und drohten, ihn anzugeben, wenn er nicht schwiege. Er bequemte sich erst nach langem Murmeln dazu.

Um Mitternacht trat ein Füsilier, der eine Meldung überbracht hatte, in die Tenne. Er war hierher gewiesen worden, um sich auszuruhen, und sollte erst am nächsten Tag zu seiner Truppe zurückkehren.

Als er sich hinlegte, nahm er, um sich zu bedecken, Ramsejer ein Strohbündel weg. Der schnellte wie ein Besessener empor und trat ihn mit den Schuhen auf den Leib. Der Mann fing gräßlich zu schreien an.

Alle fuhren auf. Man wollte Ramsejer fassen. Er riß sich los und sprang zurück, stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand, zog dann das Bajonett und zückte es zum Wurf. So stand er da. Von den Lippen spritzte Schaum.

Hans, der im Bauernhaus nebenan einquartiert war und noch wachte, eben weil er den fremden Soldaten hatte abfertigen müssen, vernahm den Lärm und erschien im Scheunentor.

Kaum, daß ihn Ramsejer erblickte, war er verwandelt. Er steckte das Seitengewehr in die Scheide, nahm Achtungstellung ein und sagte: «Herr Hauptmann, ich geh' mit dem Wachhabenden ab.» Hierauf, wie zu sich: «Es ist gut, wenn ich ausgehaucht habe.»

«Sie sind wohl nicht ganz richtig», sprach Hans und sah ihn aufmerksam an. Dann ging er langsam auf ihn zu. Ramsejer rührte sich

nicht. «Nehmen Sie Ihre Sachen», befahl Hans, «und kommen Sie mit.» Er schritt ihm voran, in das Haus zurück, wo er ihm die Küche zum Schlafen anwies.

Er wußte, daß in diesem Falle nichts mit Verschärfung der Strafen erreicht werden konnte. Entziehung der Mittagspause, des Morgenkaffees, des Lagers, würden den Zustand Ramsejers nur verschlimmern. Man durfte seinen Organismus nicht noch mehr schwächen. Der Grund seines Betragens war zu schnell eintretende Ermüdung. Die Kräfte waren ausgeschlackt. Da mußte eine besondere, langsame, systematische Heilung einsetzen. Hans beschloß, den Versuch zu wagen.

Er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Leute in seiner Nähe länger ausharrten, daß sie Waffen, Geräte und Kleider in besserer Ordnung hielten, daß die Gesichter lebhafter und klarer wurden und das Betragen freier. Auf großen Märschen ging er deshalb stets an der Seite derer, die ermüdet waren. Die begannen dann wieder witziger zu reden und kräftiger zu singen. Die Ermattung schwand.

Damit wollte er bei Ramsejer rechnen. Um ihn beständig in seiner Nähe zu haben, machte er ihn zu seinem Burschen. Er lud sich dadurch eine große Last auf. Die Gesinnung, die er aus den widerwilligen Bewegungen spürte, beschwerte ihn, wenn er sie verstehen und nicht bestrafen wollte. Außerdem war es schwierig, auf ihn einzuwirken, weil er eitel war. Hans vernahm zum Beispiel, daß er prahlte, das ganze Offizierkorps kümmere sich um ihn, es sei schon lächerlich. Trotzdem kehrte er nicht zu der Methode der Strafen zurück. Er ließ ihn abends, wenn der Kreis der Zugführer zusammenkam, um zu musizieren oder vorzulesen, im Zimmer bleiben, unter dem Vorwand, ihn beständig zur Bedienung dazuhaben, in Wirklichkeit aber, damit er Eindrücke bekäme, die ihn belebten. Er hatte in seinem Leben zu wenig schöne Bilder und Töne aufgenommen. Das war der eigentliche Grund seiner Krankheit.

Oft hatte man Besuch von Offizieren, die schon im Feld gewesen waren. Einer von ihnen sagte einmal, als man zusammensaß

und eben eine Suite von Bach gehört hatte: «Ich mußte in der Nacht eine Meldung durch das Granatfeuer tragen, verlor die Richtung im Pulverdampf, der auf den Feldern hockte, verirrte mich, stieß hart an die feindlichen Vorposten, trabte zurück, gelangte auf eine Chaussee, an deren Rand ein Trupp Verwundeter lagerte. Ich nahm sie mit ins nächste Dorf. Dort saß der General an einem Tisch mit Kerzen. Die Musik spielte hinter einer Scheune. Geschlossene Scharen marschierten vorüber und verschwanden in der Dunkelheit. Das alles ging vorüber wie im Traum. – Diese Fuge ist mir wirklicher als der ganze Krieg. Wäre nicht die Pflicht, an die man sich hält und an der man sich erfühlt als Ich-Wesen, so würden diese Wochen nur eine Folge gespenstiger Bilder sein.»

Die, welche noch nicht im Feuer gewesen waren, wollten wissen, mit was für Gefühlen man dem Tod gegenübertritt.

Er sagte: «Der ganze Dienst ist eine Übung, nicht darauf zu achten. ‚Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft,

trinkt, ißt und marschiert, alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten', sagt Clausewitz. Man lernt diszipliniert sterben. Solche Worte mögen ruchlos scheinen. Aber ziemt es sich dem heutigen Menschen nicht, alte Schrecken abzulegen und vom Sterben ein bißchen nebensächlich zu reden? Man lebt doch erst dann frei, wenn man den Tod nicht mehr achtet.»

«In den Schlachten ist der Tod», fuhr er fort, «aber auch die Geister derer, die ihn auf große Art gestorben, alle die herrlichen Gestalten der Geschichte: Helden und Heerführer, Heilige und Märtyrer und an ihrer Spitze der gottdurchdrungene Mensch, der den Tod aufgehoben. Er stellt mitten in das Gewitter der Schlachtgefühle die mannigfaltigen Todesarten als strahlende Gemälde auf, als Sternbilder im geistigen All. Sterbend lernt man im eigenen Glanze leben. Licht und Auge werden eins. Von dort aus schaut man dann zurück und wertet anders. Nun ist der Tod das Schönste.

Man sollte die verschiedenen Momente des

Lebens stets dem Sterben gegenüberstellen, um ihr Ewiges und Vergängliches zu bestimmen und sie in ihren Abstufungen zu erkennen.

Der Tod gibt jedem die Gelegenheit zu strahlen.

Und nun sagt: Soll man sich auf ihn nicht üben?»

*

Die Kompanie war ins Feld gekommen.

Die Soldaten wurden erst nach und nach an das Gefecht gewöhnt. Man pflegte sie nicht sogleich in heftiges Feuer zu bringen. Eine vorbereitende Kampfübung bestand in kurzen Sprüngen, wobei man zwar beschossen wurde, aber selten Verluste hatte. Um eine solche handelte es sich auch heute. Die Truppe lag im Wald. Hans ging hinter den Reihen auf und ab, indem er sich bestrebte, alle anderen Regungen als solche, die er vom Garnisonsdienst kannte, zu unterdrücken. Seine ruhige und klare Stimme verbreitete Sicherheit.

Der Befehl zum Vorrücken kam.

Die Leute erhoben sich. Um ihre Knie herum war eine gewisse Leblosigkeit, als ob sich

etwas gelöst hätte. Es kam ihnen vor, als ständen sie im leeren Raum. Auch Hans hatte diese Empfindung. Er spürte deutlich, daß die Angst dahinter lauerte und daß sich von dorther ein Schlottern verbreiten wollte. In den Köpfen herrschte Stillstand des Denkens. Die Herzen pochten schnell und fühlbar gegen die Kleider.

Hans rief mit unveränderter Stimme die Befehle. Auch solche, die keinen eigentlichen Nutzen hatten, zum Beispiel, daß der Abstand zwischen den einzelnen eingehalten würde. Er tat es, damit die Leute von ungewohnten Empfindungen abgehalten blieben.

Er selbst stellte sich an die Seite Ramsejers, dem er am meisten mißtraute.

Nun schrie er: «Vorwärts.»

Kaum, daß man aus dem Wald gesprungen war, begann es zu knattern. Einer sank. Es war verboten zu helfen. Das mußte der Sanitätsmannschaft überlassen werden. Ramsejer blieb stehen. Hans faßte ihn am Arm und riß ihn fort. In diesem Augenblick wurden beide von der gleichen Granate zerfetzt.

*

Im Sterben war es Hans, als ob er weiterstürmte. Er kam nur mit Mühe vorwärts. Eine schwere Last bedrückte ihn. Erst meinte er, es wäre der Rucksack. Doch da erblickte er eine dunkle, gesichtslose Gestalt, die sich gegen seine Schultern stemmte. Er war mit ihr verwachsen und konnte sich nicht lösen. Jetzt sah er eine Hand, die nach seinem Herzen fuhr. Er erkannte, daß es die des Gipsers war. Gleich wußte er, was er zu tun hatte. Er faßte sie am Gelenke, hielt sie fest und sagte: «Du weißt, daß du nicht schaden kannst.»

Da entwich der Alp mit schmerzlich-jähem Schrei.

Hans aber rückte mit dem Haupt in bläuliches Licht. Er fand sich plötzlich auf hohem Bergesgipfel stehen, an einen Stamm gelehnt. Er kehrte sich nicht um, den Baum zu schauen, dessen Äste ihn überwölbten. Seine Blicke waren abwärts gewandt, der Pyramide zu, die als einziges Gebirg aus einem unbegrenzten Wolkenmeer zu ihm emporragte.

Zu seinen Füßen öffnete sich ein schwanen-

weißer Kelch. Weiter unten erstanden andere Blumen: Purpurne Blattrosetten, violette Wirbel von Schmetterlingsblüten, kandelaberartige Stauden mit goldenen Flammen behangen. Unaufhörlich tauchten neue Prachtgebilde aus dem Rasenteppich auf. Nach und nach, wie sich der Berg verbreiterte, gingen sie in zierliches Buschwerk über.

Um die Mitte des Abhangs zog sich ein blauer Tannengürtel, jeder Baum kegelförmig, starr, gezackt, das ganze wie ein gewaltiges Zeltlager anzuschauen.

Ein grünes Wiesenband, mit Scharen rotgefleckter Rinder und brauner Rosse, die von herrlichen Mägden getrieben wurden, führte spiralig zu Tal.

Scheunen erschienen, mit Toren, Kirchenfenstern gleich. Dann Haus an Haus. Dorf und Stadt. Dies tauchte in die Nebelschicht der Ebene unter.

Hans richtete die Augen auf die Wolkendecke und erkannte, daß alles, was darunter geschah, sich abformte. Hier spiegelte sich ein Heereszug, dort ein Lager, da ein Zusammen-

prall. Riesige Augen öffneten sich. Grauenvolle Münder gähnten. Springbrunnen Blutes brodelten empor, verbreiteten sich und zeichneten eine rote Schrift auf das graue Blatt.

Und Hans begann, die Zeichen zu entziffern. Er ging den Linien nach, von Bogen zu Winkel, zu Kreuz, und hielt auf einmal gebannt.

«Hier bin ich gestanden in der Schlacht», dachte er. «Hier hat mich der Tod getroffen.»

Da zerriß der Plan. Ein zersplittertes Baumgerippe stieß hindurch. Es wurzelte am Rande eines roten Teiches.

«Das ist mein Blut», ertönte eine Stimme.

Hans kehrte sich um.

Die Worte waren aus der Krone des Baumes, an den er lehnte, erklungen.

Da sah er die Palme des Lebens.

Unverweslich ist der Baum, süßer Säfte voll die Blätter, durchsichtig seine Rinde, von der Erde nicht geschwärzt, sonnenlichtdurchströmt.

Einst war er dürr und dornig. Der Erzvater saß unter ihm. Er hielt seinen Sohn an der Kehle gefaßt und wollte ihn opfern. Warum

warf er das Messer plötzlich fort? – Der Engel Gottes trat zu ihm und zeigte auf den Baum. Ein Licht erschien darin und wuchs sich aus zu einem Leibe. Und Abraham sah die Tat auf Golgatha vorgebildet. Da stand er auf und ging nach Hause und glaubte, daß uns Gott erlösen wird.

«*Ich aber weiß.*»

Hans sang.

Da wimmerte es in der Tiefe.

Er wandte sich und schaute wiederum zu Tal.

Am Rand des Teiches saß der Gipser.

«Steh auf!» rief Hans.

Der Soldat fuhr zusammen, bebte, erhob sich, um zu fliehen und sank zurück. Sein Atem keuchte: «Die Patronen sind verschossen.»

«Auf! Auf! Auf!»

«Ich bin müde, die Füße schmerzen, der Arm ist lahm vom Stoßen des Gewehrs. Keiner stützt mich, niemand verbindet mich, ach, ich muß ersticken in diesem Leichendunst, kann nicht mehr sehen. Die Nacht verschlingt mich.

Es kauert ringsherum und schaut mich gräßlich an.»

«Besinne dich, wir haben unsere Leiber verlassen. Erhebe deinen Blick zum Berg der Berge. Schaue seine Farben. Atme seine Luft. Erkenne sein Licht. Siehe, wie die Quellen im Boden verrieseln. Komm und trinke. Spürst du ihr Ringeln in dir?»

«Ich sehe nur Felsen, grau, zerfetzt und tot. Er bleckt wie ein Teufelsgebiß. – Ich komme nicht vorwärts. Die Erde ist zerrissen, voll Runsen, Schratten, Klüften kreuz und quer. – Scharfe Winde streichen darüber und werfen mich in die Tiefe zurück.»

«Warte, ich komme. Ich steige hinunter.

Setz dich auf meine Schultern. Siehst du, es geht!

Blicke umher. Was du schaust ist dein.

Wenn dir eine Farbe wohlgefällt, mache sie zu deinem Kleide.

Wenn du einen Stern entdeckst, preß ihn an die Brust und strahle.

Wenn du ein Wölklein erspähst, hefte es an deine Ferse.

Jetzt springe.

Nein, du bist nicht der Schwächste, nicht der Wundeste, nicht der Finsterste.

Siehe zu deinen Füßen, wie es wimmelt.

Viele stürmen den Berg empor, in brauner, grauer, grüner Uniform, auf blutigen Rossen, Flammenschwerter in der Faust, alle Völker durcheinander, nicht mehr gegen sich, sondern gegen diesen Berg. Aber dieser Berg ist unvernichtbar. Denn auf seiner Spitze steht das Denkmal dessen, der den Tod besiegt. Ein Bogen wölbt sich hoch darüber. Das sind die Lieder derer, die den Weltenmenschen preisen.

Singe mit.

Siehe, die Stürmenden stehen still. Sie sehen die Wunden, die sie geschlagen, gesammelt am Leibe des Herrn. Da erlahmen sie, da versagen ihre Kräfte, da fluten sie zurück. Sie wollen wieder in die dunkle Niederung hinunter. – Hörst du, was sie rufen?»

«Ruhen – Ruhen – Ruhen –»

«Haltet an! Und kehrt zurück! Wo könnt ihr auf immer ruhen? An welchem Ort? Bei was für einem Wesen? In welcher Liebe?

Wer macht uns zu Brüdern? Wem sind wir alle gleich? – Ihm, der für jeden starb. Durch den ein jeder lebt ...»

«Ruhen – Ruhen – Ruhen –»

«Kehret zum Geliebtesten zurück!»

*

XXI.

Während täglich Tausende ihr Blut verströmten, drohte das Innenleben der Zurückgebliebenen, denen nichts abging, sich in Gefühllosigkeit zu verhärten oder im Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit zu erlöschen. Der Mensch erstarrte und gefror oder er wurde vom Drang zu vergehen erfaßt.

Lucia war durch ihre inneren Erlebnisse und Erfahrungen vor diesen zwei Gefahren geschützt. Mehr als je fühlte sie die Notwendigkeit, ihren Geist zu entwickeln, um mit den Gestorbenen in Beziehung zu kommen. Sie wollte den zu früh vom Leben Abberufenen schenken, was ihnen das Schicksal an Erdenerlebnissen geraubt hatte. Wenn sie an die Millionen dachte, die gefallen waren, spürte sie das junge, hingeworfene, flutende Leben

derselben gesammelt in einem gewaltigen Flusse durch das Weltall strömen. Dieser Strom durfte nicht an der Erde vorüberziehen, ohne daß von ihm gewußt wurde. Seine Fluten sollten geschaut und seine Melodien gehört werden. Das wollten die Toten selbst. Das verband sie noch mit der Erde.

Das Blindseinwollen dem Totenstrome gegenüber erschien Lucia als Undankbarkeit und Roheit. «Sie starben für uns. Leben wir für sie.»

– Es geschah, daß ein ganzes Heer in den Sümpfen versank. Reihe auf Reihe wurde von dem Sperrfeuer in das Moor getrieben. Da jubelte das eine Volk, das andere weinte. Lucia aber, die beide in sich trug, entsetzte sich.

In der Nacht, die der empfangenen Nachricht folgte, wütete ein Sturm. Stoß auf Stoß prallte an, brach sich und verschwebte. Lucia saß am Fenster und horchte zu, mit einem Herzen, vor Grauen geweitet. Es war ihr, als ob in den Wetterschlägen die Seelen der Gefallenen lebten. Sie fühlte, was die Millionen tun und leiden mußten. Das Töten war zum

Rhythmus geworden. Alle lebten darin. Keiner konnte entfliehen. Es pulste im Blute jedes einzelnen.

Lucia sah in das Dunkel und dachte: «O Erde, was lebt in dir und zu was benutzest du deine Kinder? Wir lieben dein Antlitz doch: die Wälder Rußlands, die Matten Deutschlands, die Weinberge Frankreichs, die Haine Italiens. Wir fahren mit sehnsüchtig einsaugenden Augen darüber hin. Aber in der Tiefe, was wirkt dort? O Herz der Erde, was wohnt in deinen Höhlungen? Welches Feuer dringt herauf? Wer hat dort seinen Herd errichtet? Wem hast du Heimat in deinem Innersten gewährt? Ach, Kain ist es, der Erkennende und um der Erkenntnis willen Tötende. Der Brudermörder, der dort haust. Seine Kohle kann sich nicht zu Opferrauch verflüchtigen. Sie sendet giftigen Hauch herauf. Und der betäubt. Wir Menschen aber atmen in dem Dunst und wissen nicht, was wir tun. Unsere Arme, die sich sehnend ausstrecken, müssen erwürgen. Im Krampf verschlungen sinken wir hinab.

O stiegen wir, erfüllt vom Sonnengeist, der alle eint, hernieder. Dann brächten wir die Kraft der Liebe auch in diese Tiefe. Dann würde Kain nicht mehr töten. Dann schwände das Mal von seiner Stirn. Dann erglänzte seine Seele. Dann erhellte sich die Schlucht, worin er wohnt. Dann nähme Gott das Opfer an.

Tausende steigen hinunter. Sie fahren in geschlossenen Massen durch die Totenreiche. Wer lenkt sie nun? Unter was für einem Kommando stehen sie jetzt? Wen nennen sie den neuen Feldherrn? Und was ist des Kampfes Preis? – Lange Monde lagen sie in der Erde eingegraben, um aus dem Hinterhalt zu töten. Sie sollten Kains Schicksal erleben. Sie mußten erfahren, wie ihm zumute ist, und lernen, wie sie ihn erlösen. Tief in den Boden eingewühlt empfanden sie die dunklen Erdenkräfte. Der Krieg ist eine Menschheitsgrablegung. Die Völker sollen sterben und auferstehen, wie Christus einst als einzelner. Er lebt in jedem. Er zeigt uns, was dem Tode nicht verfällt. Er führt uns in den Mittelpunkt der Erde. «Ich bin das Licht der Welt», sagt er und geht

voran. «Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern das Licht des Lebens haben.»

*

Einige Tage später las sie, daß zu den versunkenen Scharen auch Wladimirs Regiment gehört hatte. Mann für Mann war zugrunde gegangen.

Den Tod Jacksons wußte sie längst.

Daß Hans gefallen war, vernahm sie durch dessen Gattin. Der Brief derselben war traurig, aber gefaßt gewesen. Sie schrieb sogleich zurück, daß sie die unbekannte Freundin und deren Knaben erwarte. So war es ja mit Hans beraten worden.

Lucia pflegte Tag für Tag in den Garten zu gehen, der toten Freunde zu gedenken. Unter den Bäumen hoben sich deren verschiedene Wesensarten eindeutig voneinander ab. Sie wollte mit jedem wahrhaftiglich zusammen sein. Die Zeiten, die sie mit ihnen verlebt, zogen dann an ihr vorüber. In der Erinnerung wurden zahlreiche Worte, die sie wie zufällig

gesprochen, bedeutungsvoll. Sie erkannte: Manche scheinbar willkürliche Gebärde war damals schon von ihrem Schicksal getragen gewesen.

In welcher Seelenöde sie auch in den Garten ging, das Grundgefühl, das ihr das Pflanzentum gab, ließ sie niemals im Stiche.

Das war nicht mehr die Empfindung, die sie mit dem Manne, den Verwandten, den Volksangehörigen verbunden hatte.

Es war die Liebe Gottes selbst.

Es war Glück und Trauer zugleich. – Glück: Weil sie teilhaftig des ewigen Lebens war. Trauer: Weil sie wußte, Gott hatte vorher für sie sterben müssen.

Sie erlebte den rötlichen Äther der Pflanzen als sein Blut. Trinke, sagte Er.

Wenn sie den Garten verließ, war ihr, als folgten ihr die Pflanzengeister nach bis in die Stadt und schützten sie und sagten: Schütze deine Freunde auch.

Diese Gedanken entfremdeten sie dem Leben nicht. Sie machten sie noch sicherer in der Beurteilung desselben. Von der Liebe aus, die

ihr die Pflanzen einflößten, vermochte sie sich auch am sichersten in die Seelen der Abgeschiedenen zu versetzen. Denn diese Art des Liebens gab ihr einerseits die Gewähr, daß sie ihnen mit dem Innerlichsten, das in ihr lebte, entgegentrat. Und anderseits schützte es sie vor dunklen Mächten. Daß sie des Schutzes vor gewissen Eigenschaften, welche den Toten anhafteten, bedurfte, zeigte ihr gar manches Erlebnis.

Es war ihr leichter und lieber, an Wladimir und Hans zu denken, als an Jackson. Sie verweilte zwar mit den Gedanken auch bei diesem, aber ohne Ergriffenheit, in jener Leere, die von ihm, als er noch gelebt hatte, stets auf sie übergegangen war. Sie machte sich deswegen Vorwürfe. Aber eine gewisse Furcht wollte sie immer wieder hindern, sich tiefer mit ihm zu beschäftigen.

Eines Tages saß sie auf dem kleinen Hügel am Eingang des Gartens. Gerade weil sie sich scheute, nahm sie sich heute vor, besonders innig an Jackson zu denken.

– –

Es schaute ihr Geist in ungeheure Räume. Höhlung war in Höhlung eingeschachtelt. Berge, Wälder, Städte schwammen dazwischen als Inseln im Uferlosen, durch keine Brücke verbunden, vom Abgrund verschlungen.

Aus der Tiefe stieg ein Mensch. Er hob sich an den Fetzen hoch. Er suchte Fuß zu fassen auf den Trümmern des Irdischen.

Von der Höhe sank ein anderer Mensch und breitete sich auf dem chaotischen Stückwerk aus.

Der *Erste* hatte harte und begrenzte Formen.

Der *Zweite* weiche und verschwommene.

Der *Erste* schaute aus scharfen, blitzenden Augen.

Der *Zweite* aus nebelhaft erblindeten.

Sie stießen aufeinander, erkannten sich und sahen ihre Gegensätzlichkeit.

Der *Erste* hob einen Felsblock auf die Schultern und stemmte ihn zum Wurfe.

Der *Zweite* umfaßte ihn, bevor er werfen konnte, mit seinen Armen wie mit weichen Flügeln, nicht zum Kampfe, sondern zur Besänftigung.

Der *Erste* entwand sich und sank in die Tiefe. Im Sinken aber raffte er andere Geschosse zusammen: Steinbrüche, Bergwerke, Gassen mit entblößten Fundamenten und schleuderte sie hoch.

Da erstand ein *dritter* Mensch. Nicht von oben kam er her und nicht von unten, sondern aus sich selbst. Er trat zwischen die Gegner mit zwiehändig gefaßtem, senkrecht aufgepflanztem Schwert, den Streit zu schlichten.

Aber da kehrten sich die beiden gegen ihn.

Er mußte die richterliche Waffe heben. Er schwang sie zum eigenen Schutz um sein Haupt. Aus dem Schwung entstand ein Feuerrad. Und in dem Feuerrade lebten alle Gewitterwirbel der Welt: Anfang und Ende, Tod und Geburt, das Viergetier und die Schrecken des Chaos.

Es blitzte.

Der Blitz schuf eine Helle.

Die Helle eröffnete den Ausgang gegen oben.

Von oben sank ein Tempel herab, hielt still und schwebte über den Kämpfern.

Er stand auf Mauern von Gerippen. Schädel-

rund und Schulterblatt, Rippen, Wirbel und Gliederknochen waren gefügt wie eine fremde Schrift.

Die Dächer, mannigfach geformt als Zinnen, Giebel, Türme lösten sich in Wolkendünsten auf.

In dem Hause waren viele Wohnungen, jede aus anderem Holz und Stein, doch alle miteinander verbunden.

Die drei unterbrachen den Kampf und schauten in die Höhe.

Da sah der *Erste* das Knochenfundament, worauf sich das Gebäude erhob, und empfand die eigene Verhärtung. «Dort werd ich eingekerkert sein», dachte er und sehnte sich zu den verschwimmenden Firsten empor.

Der *Zweite* erblickte die verschwimmenden Firsten und fühlte, wie er selbst verschweben wollte. Da sagte er zu sich: «Ich will zum Felsen werden, zum festen, sichern, knochenharten Grund.»

Der *Dritte* starrte auf den Glanz des Heiligtumes, dem sein Schwert, das jetzt gesenkte, Raum geschaffen, und er sah, daß dieses Licht

ein anderes war, als das des Feuerrades. «Kann ich das Blitzen nicht besänftigen, so werd ich nie an solcher Stätte ruhen.» Das erkannte er. Er schaute in das Feuerrad wie in einen Spiegel. Und es ging ihm auf, was er tun mußte, damit es dem reinen Licht des Tempels ähnlich würde. Er mußte selbst in die Gewitternebel steigen. Und nun schwang er seine Waffe rückwärts gegen das eigene Leben. Er richtete seine Taten. Er läuterte seine Gedanken. Er gelangte vom Mannesalter zur Jünglingszeit und dann zur Kindheit zurück.

Da begegnete er den tastenden Händen der beiden andern.

Sie suchten sich und mußten an ihm vorüber.

Alle faßten sich um den Hals.

In das von ihren Armen derart geformte Dreieck sank das Gotteshaus.

— —

In diesem Augenblick hörte Lucia eine helle Stimme «Mutter» rufen. Sie hielt die Bilder noch einige Sekunden fest. Dann schlug sie die Augen auf.

Am Gartentor stand eine Frau mit einem

Knaben. Beide sahen talwärts die Straße hinunter, auf der ein Fuhrwerk emporstieg. Es saßen internierte Soldaten darin.

«Was ist das für einer im Wagen?» fragte der Knabe. – «Ein Engländer», antwortete die Frau. – «Und die zwei ihm gegenüber?» «Ein Russe und ein Franzose.» «Und hinten auf?» – «Ein Italiener.» – «Der auf dem Kutscherbrett ist ein Deutscher.» – «Das ist ein Deutscher.» – «Und der zu Fuß nebenan?» – «Das weißt du doch.» – «Ein Schweizer?» – «Ja.»

Der Weg wurde steil. Das Roß wollte nicht mehr vorwärts. Da stiegen alle ab. Sie stützten sich dabei.

Und man erkannte, daß sie schwere Wunden trugen.

Der Knabe wurde stille.

Die Frau legte die Hände vor das Antlitz.

Lucia stand auf, trat zu ihnen und sagte: «Seid nicht traurig. Denn seht doch: Sie helfen sich. – Ihr kommt in einem guten Zeichen.»

*

WERKE VON ALBERT STEFFEN

BIS MICHAELI 1955

IM VERLAG FÜR SCHÖNE WISSENSCHAFTEN
DORNACH / SCHWEIZ

Romane Ott, Alois und Werelsche. 1907.
Die Bestimmung der Roheit. 1912.
Die Erneuerung des Bundes. 1913.
Der rechte Liebhaber des Schicksals. 1916.
Sibylla Mariana. 1917.
Lebensgeschichte eines jungen Menschen. 1928.
Wildeisen. 1929.
Sucher nach sich selbst. 1931.
Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften. 1950.
Oase der Menschlichkeit. 1954.

Erinnerungen, Skizzen und Miniaturen
Kleine Mythen. 1923.
Pilgerfahrt zum Lebensbaum. 1925.
In Memoriam Rudolf Steiner. 1925.
Lebenswende. 1931.
Merkbuch. 1937.
Buch der Rückschau. 1938.
Selbsterkenntnis und Lebensschau. 1940.
Auf Geisteswegen. 1942.
Der Genius des Todes. 1943.
Novellen. 1947.
Aus der Mappe eines Geistsuchers. 1951.

Gedichte Wegzehrung. 1921.
Gedichte. 1931.
Der Tröster. 1935.
Passiflora / Ein Requiem. 1939.
Wach auf, du Todesschläfer. 1941.
Epoche. 1944.
Spätsaat. 1947.
Am Kreuzweg des Schicksals. 1952.

Dramen Der Auszug aus Ägypten / Die Manichäer. 1916.
Das Viergetier. 1920.
Hieram und Salomo. 1925.
Der Chef des Generalstabs. 1927.
Der Sturz des Antichrist. 1928.
Das Todeserlebnis des Manes. 1934.
Adonis-Spiel / Eine Herbstesfeier. 1935.
Friedenstragödie. 1936.
Fahrt ins andere Land. 1938.
Pestalozzi. 1939.
Märtyrer. 1942.
Ruf am Abgrund. 1943.
Karoline von Günderrode. 1946.
Barrabas. 1949.
Alexanders Wandlung. 1953.

Essays Begegnungen mit Rudolf Steiner. 1926/1955.
Mani / Sein Leben und seine Lehre. 1930.
Goethes Geistgestalt. 1932.
Conrad Ferdinand Meyers lebendige Gestalt. 1937.
Lebensbildnis Pestalozzis. 1939.

Die Krisis im Leben des Künstlers. 1922.
Der Künstler zwischen Westen und Osten. 1925.
Der Künstler und die Erfüllung der Mysterien. 1928.
Dramaturgische Beiträge zu den Schönen Wissenschaften. 1935.
Frührot der Mysteriendichtung. 1940.
Geistige Heimat. 1941.
Krisis, Katharsis, Therapie im Geistesleben der Gegenwart. 1944.
Vorhut des Geistes. 1945.
Wiedergeburt der Schönen Wissenschaften. 1946.
Mysterienflug. 1948.
Geist-Erkenntnis / Gottes-Liebe. 1949.



